<36619074160011

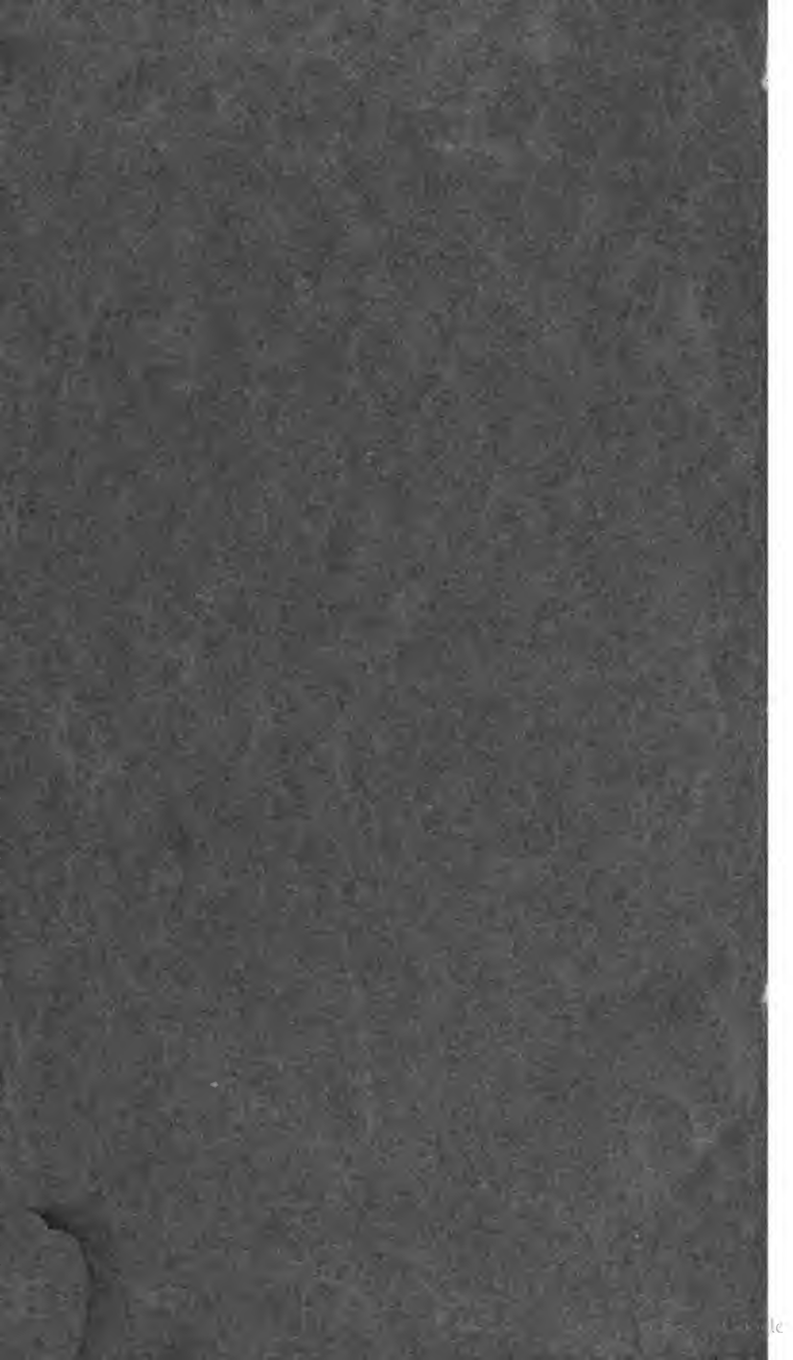
Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten

von

Dr. F. A. W. Diesterweg.

Der Lebensfrage der Civilisation

III.



Die

Lebensfrage der Civilisation.

(Fortsetzung.)

Oder:

Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten.

Dritter Beitrag
zur Lösung der Aufgabe dieser Zeit.

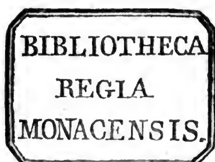
Von

Dr. F. A. W. Diesterweg.

„Die Licht- und Schattenseiten des Alten und des Neuen soll man erforschen, entwickeln, reformiren; aber weder rückwärts noch vorwärts revolutioniren."

v. Raumer, England im Jahre 1835, S. 168.

Essen,
bei G. D. Bädeker.
1836.



Vorwort.

Die nächste Veranlassung zur Abfassung der vorliegenden kleinen Schrift brachte „Franz Theremin's Wort über die deutschen Universitäten". So sehr ich den Vorschlag des Hrn. Verfassers billigen muß, so kann ich doch die für nothwendig erklärte Verbesserung oder Umgestaltung der Universitäten von einem so vereinzelten, partiellen Mittel nicht erwarten. Wie kann eine einzige Maßregel so große Dinge thun? Die Mängel und Gebrechen auf den deutschen Universitäten sind dafür viel zu zahlreich, zu umfassend. Man muß sie, sollen sie weichen, von vielen Seiten angreifen; sonst flickt man mit einem neuen Lappen ein Gewand, das sehr alt ist. Vor dreihundert Jahren hat man es angefertigt. Der Riß könnte noch ärger werden.

Die Zeit, in der wir leben, kommt mir wie eine ungeheure Zeit vor; ungeheuer wegen ihrer Wichtigkeit für die nächsten Jahrhunderte, weil sie an dem

1 *

Fundament für dieselben arbeitet; ungeheuer wegen der Kräfte, die ihr zu Gebote stehen, wenn man sie für die Grundlegung und für die Anbahnung einer wirklich neuen Zeit zu benutzen verstehen möchte; ungeheuer wegen der Verantwortung, die diejenigen unter uns, deren Finger den langen Hebel der moralischen und physischen Kräfte der Gegenwart lenkt, zu übernehmen haben. Es kommt mir vor, als wäre jeder Tag, jede Stunde von schwerem Gewicht. Dieses Gefühl beherrscht mich oft in solchem Grade, daß mir der Leichtsinn der Zeitgenossen wie eine ungeheure Ironie des Schicksals erscheint. Wir sollten, meine ich, Tag und Nacht darauf sinnen, wie wir die Aufgabe der Zeit, ich meine jene Fundamentirung für Jahrhunderte, lösen könnten; wir sollten nur den schweren Ernst auf der Stirne, die Gediegenheit auf der Zunge, die Gewissenhaftigkeit im Herzen haben und — der Leichtsinn ist den Zeitgenossen auf die Stirne geschrieben, ihre Zunge theilt nur Anekdoten und Witzworte mit, und ihr Herz hängt an den sinnlichen Freuden der Welt, die vorüberrauschen wie ein Gastmahl, eine Carnevalslust und ein Ballet, und nichts in dem Herzen zurücklassen als eine schauerliche Oede, die man durch neue raffinirte Lust zu verscheuchen sucht. Als hätte das Horn des Hüon alle im Sinnenrausch mit sich fortgerissen, oder Mephistopheles durch die sophistischen Lehren des praktischen Ma-

terialismus und verfeinerten Epikuräismus alle vernünftige Besinnung den Zeitgenossen geraubt, so rennen sie, die ich meine, in Leichtsinn, Besinnungslosigkeit und Hast den kommenden Zeiten entgegen, daß man fürchten muß, die Besinnung wird erst kommen, darüber, was man hätte thun sollen, wenn es zu spät ist. Dieses furchtbare Wort: „es ist zu spät!" wird es ertönen? Gott wolle uns davor bewahren. Ungeachtet des Leichtsinnes der Zeit, dieser so weit verbreiteten Pest, wähnet man, ihm zu entgehen oder es auf ewig hinauszuschieben, gleich Carl X., der am Whisttische saß, während des Ablaufes der letzten 24 Stunden seiner Herrschaft. Als diese verflossen waren und er sich besinnen wollte, mußte er von seinen Untergebenen das gewichtige Wort hören: „Sire, es ist zu spät!" Sire — es ist zu spät! kann eine größere Ironie des Schicksals gedacht werden? Möchte es für uns nie zu spät werden! Darum thue man bei Zeiten, was die Zeit fordert, man bessere an sich, man gestalte um, was schlecht ist. Ich erinnere darum hier nochmals an zwei der — nach meinem Ermessen — dringendsten Zeitbedürfnisse: Bildung corporativer Institutionen durch alle Stände des Volkes hindurch, und geregelte, gesetzliche Sorge für die unteren Klassen, in physisch-ökonomischer, wie in moralisch-intellectueller Hinsicht. Das Erste habe ich in den beiden vorhergehenden Broschüren angedeutet,

das Zweite darin als begründet nachgewiesen. Das Dritte, das ich nun vorschlage, ist weniger wichtig, weniger weit greifend, aber wichtig genug.

Es ist ein trauriges Geschäft, den Ankläger der Zeit zu machen. Wie viel glücklicher sind diejenigen, welche aus Ueberzeugung die Zeit, in der sie leben, loben, die Personen, die als bewegende Factoren dastehen, als die Heroen der Zeit preisen können! Der Beifall der Welt entgeht ihnen nicht, und die Güter derselben sammeln sich bei ihnen zu Hauf. Nach diesem Glücke kann ich nicht streben; meine Ueberzeugung läßt es nicht zu. Mir färbt sich Vieles, was Andern schneeweiß leuchtet, grau in grau oder grau in schwarz. Das Alles zu nennen und zu bezeichnen, verbieten Umstände und Verhältnisse. Aber was man sagt, es sei wahr, d. h. der subjectiven Ueberzeugung gemäß: für mehr kann der irrende Sterbliche nicht einstehen.

Es ist ein reales Unglück für jeden Menschen, wenn sein Interesse ihn auf Gegenstände hinlenkt, deren richtige Beurtheilung über (unter) seinem Horizonte liegt. Denn Nicht-Wissen ist besser als Irrthum, und Schweigen besser als Reden des Schiefen oder Falschen. Ob dieses Unglück mir begegnet ist, es ist möglich. Ich würde es dem danken, der mich davon überzeugte. Ich würde mein Nachdenken dann andern Gegenständen, in denen ich glücklicher zu sein hoffen dürfte, zuwenden.

Ich war einst auf Universitäten. Ich habe in den Vorlesungen nicht viel gelernt, nicht viel mehr mitgenommen, als ich mit hingebracht. Sie waren darnach. Monotoner Vortrag, mechanischer Pedantismus, geistloses Wesen! Aber ich liebe die Universitäten, weil es deutsche Institute sind; unsere Hochschulen, weil ich Erziehung und Bildung über Alles schätze. Aber die Liebe verbirgt mir ihre Fehler nicht. Vernünftige Eltern sind nicht blind gegen die Fehler ihrer Kinder, vielmehr kennen sie dieselben am besten. Gleich ihnen will ich diese Fehler besehen, aufdecken, besprechen. Nicht aus Liebe zum Tadel, sondern aus Liebe zur Sache sage ich, daß die Universitäten mir nicht viel gebracht, weil sie darnach waren, meinend, daß sie Andern, wenn man sie danach einrichtete, viel mehr leisten könnten. Dazu will ich nach meinen Kräften und Einsichten beitragen. „Was geht es Dich an?" mögen Einige wieder sprechen. Ich lasse mich nicht schrecken. Es geht mich an, weil es meine Seele berührt. Wenn es falsch ist, daß der Freund des Vaterlandes, der thätige Genosse seiner Freuden und Leiden, von Allem, was das Vaterland betrifft, berührt werde; so weiß ich nicht mehr, was wahr ist. Auf diesem Standpunkte kann ich nur wünschen, daß Alle an Allem Theil nehmen möchten. Dann stände es besser um die Gemeinschaft, als bei den herrschenden Maximen, unter deren Herrschaft sich der Einzelne nur bekümmert

um die Seinigen und um den Acker, der ihm zur Bearbeitung übergeben ist, unbekümmert um die Gemeinschaft.

Nach meinem Bedünken sind die Universitäten veraltete Institute. Sie bedürfen einer Reform. Ich suche die Nothwendigkeit derselben nachzuweisen. Ich erhebe zum Theil eine Anklage gegen sie, in ernster, directer Rede. Wäre auch der Humor mir eigen, ich würde seinen Gebrauch im vorliegenden Falle verschmähen. Er paßt nicht zu einer so ernsten Sache. Ich will nicht unterhalten, nicht belustigen, strebe nicht nach der Eitelkeit, daß man sich einige Abende von den Histörchen, die ich mittheile, unterhalte — ich will nützen. Ich wünsche, daß man die inhaltschwere Sache, von der die Rede ist, wie eine centnerschwere Masse fühle, wie einen Alp, der uns zu erdrücken droht, wie ein Gift, das unser reinstes Herzblut, die Blüthe der Nation, vergiften kann. Die schwerste Anklage, die auf Sokrates ruhte, war: er verderbe die Jugend. Dieselbe Anklage erhebe ich gegen unsre Universitäten. Sie werden sich schwerlich so rein waschen können, als jener es konnte.

Ich habe Staatswissenschaften nicht studirt, mich auf Politik nicht gelegt. Darum traue ich mir kein sicheres Urtheil über allgemeine Angelegenheiten zu. Es sind dies sehr schwere Dinge. Aber ich kann mich

des Gedankens nicht erwehren, daß in ihnen Manches schlecht bestellt sein müsse, weil ein Institut wie die Universität, das von den öffentlichen Angelegenheiten bestimmt und geregelt wird, an so großen Gebrechen leidet. Ich meine, daß wenn jene Quelle reines Wasser lieferte, sich hier nicht so viel Schlamm abgesetzt haben könnte. Denn von den öffentlichen Angelegenheiten gilt doch auch als Maßstab das Wort: „an ihren Werken sollt ihr sie erkennen!“ Darum und auch aus einigen andern Gründen, deren Aufzählung nicht dieses Ortes ist, schließe ich, daß das Verderben eine größere Sphäre habe, als die Universitäten. Dies sage ich offen, weil ich es denke. Wenn Jemand, so wünschte ich, daß es anders sich verhalten, daß ich im Irrthum befangen sein möchte. Denn ich wünsche das Bessere, und dieses Verlangen führt mir die Feder. Es ist schmerzlich, Wunden berühren, und sich der Gefahr preis geben zu müssen, sich, trotz des lauteren Willens, Feinde zu erwecken. Aber die Ueberzeugung ist mächtiger als alle diese Hindernisse. Es ist möglich, daß man mir, wenn ich von der Nothwendigkeit der Umänderung der Universitäten und dessen, was seitwärts und darüber hinaus liegt, rede, demagogische Absichten zutraut. Aber meine Rede ist ja der Censur unterworfen. Streiche sie, was ihr nicht gefällt! Ich will nichts sagen, was Schaden stiften kann; ich will nützen. Und die Censur soll

mir eine Bürgschaft für die Meinung sein, daß meine Worte nicht für eitel unnütz und nichtig erklärt werden.

In dem Abschnitte, in welchem ich von den Universitätslehrern rede, sage ich: sie, die Professoren, d. h. ich rede so, als wenn ich alle meinte. Aber das ist nicht meine Meinung.

Wie könnte ich die trefflichen, hochstehenden, verehrungswürdigen Männer mit Vorwürfen belasten wollen, die wir noch zu besitzen das Glück haben? Ich beuge mich vor ihnen, ich verehre sie, ihr Streben und Wirken. Mit jenem „sie" meine ich nur die, die es trifft, diejenigen, die zu der Kategorie, die ich charakterisire, gehören. Darum mißverstehe, verdrehe man meine Worte, meine Absicht nicht!

Ob — wenn anders die Anklage, die ich erhebe, wahr ist, ganz, oder auch nur zum Theil — die Ursache dieser Verdorbenheit in ihrer letzten Ableitung den Lehrern selbst zugeschrieben werden müsse, oder ob sie Einflüssen unterliegen, die zu mächtig sind, als daß sie ihnen zu widerstehen vermöchten; ob das Uebel in den Universitäten selbst liegt, oder ob es ein tiefer liegendes, allgemeineres, in der sonderbaren Sprache der neuesten Schule ein geschichtlich nothwendiges ist, — dieses zu beurtheilen überlasse ich dem Beobachter der Lebenserscheinungen, demjenigen, der es weiß, daß es keine isolirte Erscheinung im Leben eines Volkes giebt.

Ich halte das Verderbliche auf den Universitäten für das Symptom eines viel allgemeineren Verderbens. In dieser Ansicht finde ich eine Entschuldigung der angeklagten Anstalt, aber keine Rechtfertigung. Denn die Professoren sind die natürlichen Vertreter der hohen Interessen, die ihrer Fürsorge anvertraut sind. Von ihnen fordert man es mit Recht, auf die Abstellung der Mängel und Gebrechen zu dringen, die innerhalb und außerhalb ihrer Sphäre liegen.

Vom Leben oder vom Zeitgeiste sind auch die Gelehrten zum Theil abhängig. Was die Zeit nicht hat, kann man auch von ihnen nicht fordern. Aber mit Recht erwartet man, daß sie, bekannt und vertraut mit dem Besten aller Zeiten, und wegen ihrer Bestimmung, das Mustergültige und Klassische festzuhalten und in die Gegenwart einzuführen, am letzten den falschen Richtungen und Bestrebungen der Zeit huldigen, und durch Intelligenz und Beispiel einen Damm bilden gegen das Verderben in Wissenschaft und Kunst, Religion und Sitte. Das Amt eines akademischen Lehrers ist bis heute von der deutschen Nation für ein Ehrenamt gehalten worden. Darum erklärt man es auch mit Recht für sie für eine Ehrensache, hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückzubleiben und zu Reformen die Hand zu bieten, deren Ersprießlichkeit und Nothwendigkeit nicht länger wird geleugnet werden können.

Nun empfehle ich dem Leser noch vorurtheillose, unpartheiische Betrachtungsweise — sine ira et studio! — — —

„Thue nichts, als was du wünschest, daß Andre dir wieder thun!" Nach diesem Grundsatze handle ich, bei der Veröffentlichung dieses Aufsatzes. Spräche Einer so über die Schullehrer-Seminarien, wie ich über die Universitäten spreche, ich würde es ihm danken, und wenn ich nur eine einzige Wahrheit, die mir unbekannt geblieben, darin entdeckte. Dieselbe Gesinnung wünsche ich meinen Lesern. Amicus Plato etc.

Uebrigens aber hoffe ich vertreten zu können, was ich gesagt habe.

Der Verfasser.

I.

Der an die deutschen Universitäten anzulegende Maßstab.

Vor allen Dingen wird anzugeben sein, welches die Vorstellungen seien, nach denen wir das Wesen und den Werth unserer Hochschulen beurtheilen — welche Bedingungen wir für die glückliche Wirksamkeit derselben voraussetzen — welche Anforderungen wir an sie machen — nach welchem Maßstabe wir sie messen. Alles dieses könnte zwar auch in die Beurtheilung selbst verwoben werden; aber es beseitigt, wenn es vorausgeschickt wird, allzu viele Wiederholungen, und es fördert die Klarheit, wenn ich mich speciell darüber erkläre.

Ich frage daher: Welche allgemeine Anforderungen müssen an die Anstalten gemacht werden, welche die Aufgabe haben, die Männer zu bilden, durch welche sich vorzugsweise der Geist einer Nation fortpflanzen soll, oder welche als die Lenker und Vertreter der Intelligenz und der Humanität anzusehen sind?

Der letzte Theil dieser Frage deutet schon auf die Antwort hin, die ich im Sinne habe. Denn auch hier geht es,

wie wohl sonst: die Antwort war früher da als die Frage, die nur zur Einkleidung dient.

Ich verlange zweierlei von einer Hochschule:

1) ächte Wissenschaftlichkeit;

2) pädagogische Bildung oder Erziehung.

1.

Unsre Universitäten sind nicht Kunst-, sondern wissenschaftliche Anstalten, und selbst wenn sie über Kunst handeln, so verbreiten sie das Wissen über die Kunst, die Theorie, nicht das Können. Darum schließe ich die Kunst von ihrer praktischen Seite von den Zwecken einer Universität aus, und bezeichne ihren ersten, wenn auch nicht höchsten, Zweck durch das Wort: Wissenschaftlichkeit, hier einerlei mit Gründlichkeit des Lehrens und Lernens. Der Zusatz „ächte", deutet sowohl auf den Mißbrauch des Wortes Wissenschaftlichkeit, als auch auf die falsche Richtung, in welcher die Gründlichkeit fälschlich gesucht worden ist und gesucht wird, hin. Ich muß mich daher näher über diesen Gegenstand erklären. Zuerst sage ich in negativer Hinsicht:

1) Der wissenschaftliche Geist, das wahre Wissen, die Gründlichkeit der Erforschung des Lehrens und Lernens ist nicht zu suchen in der Masse des Wissens, nicht in historischer Erschöpfung, nicht in sogenannter Gelehrsamkeit.

Zur eigentlichen Gelehrsamkeit gehört nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch eine gründliche Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung derselben; je genauer und tiefer, desto gelehrter. Je weniger einem Gelehrten irgend eine Notiz, irgend eine literarische Erscheinung der Geschichte seiner Wissen-

schaft entgangen ist, desto mehr gebührt ihm in herkömmlicher Bezeichnung der Name eines Gelehrten. Ein Solcher muß nach einem möglichst erschöpfenden Wissen streben, im guten Sinne des Wortes ein Viel-, wo möglich (auf seinem Gebiete) ein Alleswisser sein.

Den Zweck, solche Gelehrte zu bilden, haben die Universitäten vorzugsweise nicht. Schon darum nicht, weil er sich nicht mit Sicherheit erreichen läßt. Zu einem Gelehrten wird man nicht gebildet, sondern man bildet sich selbst dazu. Die Bestimmung zum Gelehrten muß man sich selbst geben. Auch hat der Staat oder die Gesellschaft kein unmittelbares Interesse daran, ob sich unter den Staatsangehörigen viele große Gelehrte befinden. Als Solche gehören sie auch nicht eigentlich dem Staate an, sondern der Menschheit. Eigentliche Gelehrte leben nicht dem Leben, sondern der Wissenschaft, und sie bilden die europäische oder allgemein menschliche (cosmopolitische) Gelehrten-Republik. Ein Gelehrter ist kein Engländer, Franzose, Deutscher, sondern ein Gelehrter, kein Staatsdiener, sondern ein Priester der Wissenschaft. Wohl macht es der Intelligenz eines auf Bildung Anspruch machenden Staates Ehre, wenn er auch die Gelehrsamkeit, die Erforschung der Wissenschaft fördert und Opfer dafür bringt; auch fungiren unsre heutigen (großen) Universitäten für diesen Zweck; aber ihr Hauptzweck ist es nicht. Von 100 Studenten widmen sich in der Regel kaum 5, oft nicht Einer der eigentlichen Gelehrsamkeit. Aber alle sollen zu gründlich wissenschaftlicher Bildung gelangen. Wenn diese nun nicht in historischer Erschöpfung ihrer Wissenschaft, nicht in gelehrtem Kram oder Wuste, nicht in der Unendlichkeit des Wissens, dessen Unfruchtbarkeit fast zum Sprichworte geworden, besteht, so sage ich positiv:

2) Die ächte Wissenschaftlichkeit besteht in der (von den Akademikern) errungenen Selbstthätigkeit des Denkens.

Natürlich ist sie ohne Wissen, ohne Gründlichkeit des Wissens gar nicht möglich; aber dennoch thut es noth, daran zu erinnern, daß die Gründlichkeit nicht objectiv in der historischen Erschöpfung, sondern subjectiv in der Höhe und Energie der entwickelten Denkkraft besteht. In dem Maße und Grade, als die Universitäten diesen Zweck erreichen, in demselben Grade erreichen sie ihre Bestimmung; und je nachdem ein akademischer Lehrer dazu die akademische Jugend erregt und veranlaßt, je nachdem erfüllt er die Zwecke seines hohen Berufes. Er soll nicht die Gelehrsamkeit verbreiten, sondern wissenschaftlichen Geist.

Diese beiden Bedingungen, jene negative und diese positive, müssen in ihrer Zusammengehörigkeit betrachtet werden; sonst geräth man auf Irrwege.

Ich sage daher: der akademische Lehrer braucht als solcher kein Forscher, aber er muß ein Lehrer sein. Vereinigt sich Beides in derselben Person, desto besser; aber es ist nicht nöthig, so wie es auch sehr selten ist. In den meisten Fällen schließen beide Richtungen einander aus. Der gelehrte Forscher liebt die Einsamkeit des Denkens, die stille Betrachtung, indem er die Gränzen des menschlichen Erkennens zu erweitern strebt. Er hat es mit der Sache, nicht mit der Form, nicht mit der Art der Entwicklung des Geistes zu thun, er denkt nicht an die Methode.

Der Lehrer dagegen richtet sein Hauptaugenmerk auf die Gesetze der Entfaltung des jugendlichen Geistes, auf die Art und Weise, wie derselbe erregt und gerichtet werden muß,

damit er zur selbstständigen, freien Entwicklung gelange. Er liebt daher das laute Denken, und er sucht die Gemeinschaft mit strebenden Jünglingen, die das Bedürfniß der Entwicklung lebendig in sich empfinden. Die Umgebung, in welcher das Geschäft des Forschens allein gedeiht, ist die abgeschiedene Stille, ein einsames Landhaus oder eine Bücherburg; das Geschäft des Lehrens dagegen gedeiht nur in dem Lehr- und Hörsaale bei der lauten, möglichst lebendigen Rede und Gegenrede. Zur Erweiterung der Wissenschaften wird eine Sammlung des Geistes und eine Muße erfordert, wie sie dem in lebendigem Verkehr mit heiteren Jünglingen stehenden Lehrer nicht zu Theil wird. Darum ziehen sich alle eigentlichen gelehrten Forscher gern vom Leben zurück, und darum sind die tüchtigsten akademischen Lehrer selten oder nie in demselben Maße, als sie Lehrer sind, zugleich wissenschaftliche Forscher.

Offenbar hat man diese meist entgegengesetzten Bestimmungen nicht immer gehörig von einander geschieden. Man hat die Gelehrsamkeit mit der Lehrkunst verwechselt, und den Mann für den besten akademischen Lehrer gehalten, der der gelehrteste war. Ich wiederhole es, es giebt keinen guten Lehrer ohne gründliches Wissen; aber dieses allein stempelt keinen zum Lehrer. In der Regel führt es allein von der Lehrkunst ab. Denn sie ist ein Können, zu dem sich der Gelehrte bei seiner ausschließlich theoretischen, unpraktischen und abstrakten Richtung nicht gern herabläßt. Die größten Gelehrten sind darum meist unwillige, ungeschickte, ungewissenhafte d. h. schlechte Lehrer, und die tüchtigsten Lehrer darum meist keine Forscher. Das Erforschen des Neuen erfordert Genie, das Lehren Talent. Der akademische Lehrer braucht daher kein Genie zu sein, aber er darf des (Lehr-) Talents nicht entbehren.

Zur Befestigung dieses höchst wichtigen Unterschiedes hat, wenn ich nicht irre, Jemand den Vorschlag gethan, die Akademien von den Universitäten zu scheiden, jenen die eigentlichen gelehrten Forscher, diesen die eigentlichen Lehrer der Wissenschaften zuzuweisen. Ein Vorschlag, welcher im höchsten Grade der weiteren Ueberlegung würdig ist. Vielen großen Uebeln der heutigen Universitäten würde dadurch vorgebeugt werden. Ich mache nur auf folgende aufmerksam:

1) Es würden nicht Männer zum akademischen Lehramte berufen werden, die weder inneren Beruf, noch äußeres Talent zum Lehren besitzen.

Welche Marter ist es für die Studenten, tagtäglich zu den Füßen eines Mannes zu sitzen, der die Gabe des Lehrens nicht besitzt, selbst wenn er der ausgezeichneteste, berühmteste Gelehrte sein sollte. Sie sitzen da mit lernbegierigen Ohren, sie schreiben die Worte nach, die sie hören, aber sie verstehen den Mann nicht. Leider gilt dieß in Deutschland noch für den Beweis der Meisterschaft, für einen untrüglichen Beweis der Gründlichkeit und der Tiefe. Von Hegel hat man gesagt, daß ihn Einer verstanden habe. Doch wir wollen hoffen, daß ihn in jedem Semester zehn verstanden haben. Aber stets hörten ihn Hunderte! Was ist nun aus diesen geworden? Welchen Gewinn haben sie gezogen von den Stunden, die sie aufopferten, von der Geistesqual, die sie empfunden? Oder wird man etwa dadurch für die Wissenschaften, für die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie, oder für philosophische Behandlung gewonnen, wenn man nichts versteht? So viel ist gewiß, Hegel mag ein tiefer Forscher gewesen sein, er war einer der schlechtesten Lehrer, die es jemals gegeben hat. Jenes kann ich nicht beurtheilen, denn ich gehöre auch

zu denen, die ihn nicht verstanden haben, und ich verstehe auch die nicht, die ihn verstanden zu haben behaupten; aber dieses weiß ich aus Erfahrung. Im Jahre 1825 hospitirte ich bei ihm einige Stunden. Er quälte sich damit ab, den Unterschied des Discursiven und Intuitiven deutlich zu machen. Aber von ihm konnte man diesen Unterschied, den man einem Secundaner leicht deutlich machen kann, nicht lernen. Wer ihn vorher nicht kannte, lernte ihn gewiß durch ihn nicht kennen. Hegel gehörte daher in die Akademie, d. h. in die stille Kammer, nicht auf den Lehrstuhl. Denn die Deutlichkeit ist die erste Eigenschaft jedes Lehrers. Ohne sie giebt es keine Lehrergröße. Wer ein Lehrer Anderer sein will und für Andere berufen ist, hat sich zu diesen hinabzulassen und sie von ihrem Standpunkte aus zu seiner Höhe hinaufzuziehen. Dieses ist seine Pflicht, und darin besteht sein Ruhm. Mag er sich für seine neuen Begriffe einen neuen Sprachgebrauch wählen, er hat diesen an die Begriffe und den allgemeinen Sprachgebrauch, die er ohne Unbilligkeit bei den ihm überwiesenen Schülern voraussetzen kann, anzuschließen. Kann er dieses nicht, so paßt er nicht zum Lehrer, und will er es nicht, so handelt er gewissenlos.

Es giebt einen falschen und einen wahren Scharfsinn. Der wahre ist gerichtet auf die Erforschung des Wahren; dem falschen ist es nicht um die Wahrheit, sondern um die Aufspürung bisher übersehener Verhältnisse und Beziehungen und um den Schein der Consequenz zu thun. Nicht das (scheinbar) scharfsinnigste System verdient den Vorzug, sondern das wahrste. Der Scharfsinn, geübt und angewandt auf falsche Vordersätze, und im Besitz blendender Consequenzmacherei ist für Jünglinge, die nicht prüfen können, wahrhaft gefährlich. Dieser falsche Scharfsinn liebt das Gewand der Dunkelheit;

er hüllt sich in Unverständlichkeit ein, dem Wahne huldigend, daß sie ein Merkmal der Tiefe der Forschung sei. Aber die wahre Tiefe ist klar und, weil sie klar ist, verständlich und dem aufmerksamen Bewußtsein Gebildeter zugänglich. Die Unklarheit ist entweder ein Mangel tiefer Forschung, oder der Methode, oder der Verschrobenheit der Sprache, also jederzeit ein Fehler. Wohin ist nicht unsre Philosophie gerathen, die Philosophie, von der es bis zum heutigen Tage ungewiß ist, ob ein Mensch sie verstanden, ja die vielleicht der Erfinder selbst nicht ganz verstand! Gestand doch schon Fichte später in seiner Offenheit selbst, daß er manchen Satz seiner Wissenschaftslehre nicht mehr verstehe, und der mit der Sprachwissenschaft vertraute, wissenschaftliche Bernhardi, daß er, ungeachtet siebenmaligen Hörens und Studirens der Fichte'schen Wissenschaftslehre, sie nicht verstanden haben. Und diese Philosophie, der sogar ein Schelling, der Schöpfer der Naturphilosophie, dem man das Prädicat der durchsichtigen, lichten Verständlichkeit, wie Lessing und Kant sie besaßen, nicht beilegen kann, den Vorwurf der Unverständlichkeit macht, trägt man unsern unphilosophischen Jünglingen vor: Wohin sind wir in dieser Beziehung gerathen, wohin werden wir noch gerathen, wenn es so fortgeht in die Unklarheit, Unverständlichkeit, Mystik hinein!

2) Man würde es nicht erleben, daß akademische Lehrer ungeprüfte Neuerungen ihren Schülern als ewige Wahrheit vorlegten.

Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß man Dinge duldet, wie sie alle Tage auf unseren Universitäten passiren.

Es sind Staatsanstalten unsre Universitäten, ihre Lehrer vom Staate berufen, reifenden Jünglingen die Wahrheit der

Wissenschaft vorzutragen und ihren Geist durch die Erforschung dieser Wahrheit zu bilden. Was ist Wahrheit? fragen wir heute noch wie vor Jahrtausenden. Das ist ganz richtig. Aber daraus kann doch nur die höchste Sophistik oder die stumpfeste Gleichgültigkeit gegen das durch Jahrhunderte hindurch erbeutete Gemeingut der Wahrheit den Schluß ziehen, daß es recht und billig oder auch nur erlaubt oder wohl gar zweckmäßig sei, unsern akademischen Jünglingen, d. h. Leuten, denen man in der Regel die Gabe tieferer Prüfung nicht zutrauen kann, funkelnagelneue Wahrheiten, wie sie vielleicht in der vorhergehenden Nacht in einem, wenn auch noch so begeisterten Hirne entsprungen sind, vorzutragen und vorzulegen — als ewige Wahrheit. Unsre akademischen Jünglinge sind in den Wissenschaften Neulinge, die wenigsten sind zur freien Forschung befähigt, ihre Lehrer, besonders die mit Ruhm umgebenen, gefeierten, sind für sie Autoritäten. Sie nehmen an, was man ihnen sagt, sie sprechen nach, was sie hören, sie lernen, was man sie lehrt. Die natürlichste Forderung wäre daher doch wohl die, daß man sie zuerst mit dem bisherigen Ertrage der Wissenschaft, mit dem, was in ihr als allgemein gültig angesehen wird, bekannt mache, nicht aber ihren Kopf mit Sätzen anfülle, die vielleicht unmittelbar nachher als grundlos und falsch nachgewiesen werden. Wohl, auch von Jenem bleibt ihnen der formale Gewinn, wenn nur die Lehrmethode geistweckend gewesen; aber wie selten ist dieß! Und wenn es ist, ist es dann nicht viel besser, daß die bildende Methode sich mit festem, bleibenden Inhalt beschäftige? Nein, es ist ein unverzeihlicher, in der That fast unbegreiflicher Mißgriff, daß man jungen Leuten von 18—20 Jahren Dinge vorträgt, welche noch gar keine Prüfung bestanden, oft nur in der Einbildung ihres Urhebers Grund haben, aber in

dem Nebel der Einkleidung oder in der Unverständlichkeit der Darstellung den Schein der Wahrheit gewinnen. Das Neue gehört vor das Forum urtheilsfähiger, ruhig erwägender Männer, nicht vor die Ohren unreifer Jünglinge, in die Akademie, nicht in den Hörsaal der Studenten.

Darum muß ich den Begriff der Lehrfreiheit in der Ausdehnung, die man ihm gegeben hat, bekämpfen. Versteht man darunter die Freiheit, jedes Ergebniß wissenschaftlicher Forschung vor das Publikum überhaupt bringen zu dürfen, ich stimme bei. Denn den Geist soll man nicht bannen. Dasselbe gilt, wenn man verlangt, daß der akademische Lehrer nicht sclavisch an die bisherige Ausbeute früherer Forschungen gebunden sei. Daß ein Solcher aber vor Jünglingen lehren dürfe, was er für wahr hält, im Widerspruche mit Allem, was bisher für allgemein gültig angesehen wurde, das ist offenbar recht eigentlich ein Extrem. Nur bis dahin darf der Begriff der akademischen Lehrfreiheit ausgedehnt werden, daß der Lehrer, besonders der einer positiven Wissenschaft, die Einwendungen gegen dieselbe, die Andere zu machen haben oder er selbst, auch mittheile, mit den tieferen Gründen pro und contra. Eine Verpflichtung auf symbolische Bücher kann kein die freie Entwicklung Liebender wollen; aber eine unbeschränkte Ausdehnung des vagen Begriffs der Lehrfreiheit kann auch eine Willkür erzeugen, welche eine Erscheinung herbeiführt, von der wir heut zu Tage in der Philosophie nicht sehr fern sind, die, daß junge Philosophen wohl die allerneueste Philosophie kennen oder zu kennen glauben, aber mit dem Inhalte des philosophischen Bewußtseins aus allen früheren Jahrhunderten fast durchweg unbekannt sind. Zuerst muß man den Lernenden auf den Standpunkt zu stellen suchen, auf dem man in Betreff einer Wissenschaft im Allge-

meinen steht. Dann ist er für seine Zeit gebildet. Ist dann noch ein Ueberfluß von Zeit und Kraft vorhanden, dann strebe er weiter. Aber nur bei sehr Wenigen wird diese Bedingung eintreten.

Man wird gegen diesen Vorschlag den Einwand erheben, daß eben der Ertrag der bisherigen Erforschung der Wissenschaften nicht fest stehe, und derselbe zu den bestrittenen Dingen gehöre. Aber darüber ist eine Vereinigung im Allgemeinen möglich. Ich erinnere nur, um ein Beispiel aus dem schwankendsten Gebiete, der Philosophie, zu wählen, an die platonisch-aristotelische Philosophie und ihre Fortbildung durch Kant. Diese ist zur Kenntniß jeder Philosophie unentbehrlich; sie müßte daher auch zuerst, als allgemeine Basis, dem Philosophie Studirenden zur Kenntniß gebracht werden.

Endlich darf die Lehrfreiheit auch nicht bis dahin, wie es auf mancher Universität der Fall ist, ausgedehnt werden, daß die Herren Professoren lesen dürfen, worüber sie wollen, in dem ganzen Umfange ihrer Facultät. Diese freie Wahl pflegt natürlich nicht immer nach dem Bedürfniß der Schüler zu geschehen, sondern aus andern, oft sehr unreinen Beweggründen. Dabei kommen denn die Studenten schlecht weg. Drei, vier, und mehr Docenten lesen über denselben Gegenstand, und andere, vielleicht an und für sich viel wichtigere Vorlesungen bleiben unangekündigt, weil ein falscher Zeitgeschmack nicht eine Masse von Zuhörern hineintreibt. So ist auf einer norddeutschen Universität die philosophische Moral fast ganz aus den Lectionscatalogen verschwunden, eins der wichtigsten, einflußreichsten Collegien, weil die Mystik in der Philosophie und in der Naturkunde die Moral mit dem Verstand und der ganzen Reflexion in (sicherlich vorübergehenden) Mißkredit gebracht hat. Darum darf man den Professoren

allein es nicht überlassen, was sie zu lesen Lust haben. Das ist nicht Freiheit, das ist Willkür. Wahre Freiheit richtet sich nach höheren Gesetzen.

So ist demnach der falsch verstandene Begriff der Lehrfreiheit sowohl in Betreff des Gegenstandes als in Betreff des Inhaltes aus dem Gesichtspunkte der wahren Bildung der Schüler in angemessener Weise zu beschränken.

Der Lehrfreiheit steht die Lernfreiheit gegenüber, die Befugniß der Studenten, die Vorlesungen, die sie besuchen, die Lehrer, die sie hören wollen, sich auszuwählen.

Mit Grund läßt sich nach meinem Ermessen gegen diese Freiheit nichts sagen. Sind sämmtliche Lehrer tüchtige Männer, nun so lasse man in der Auswahl das Gesetz der Sympathie walten. Es wird den Lehrer nöthigen, sich um die Zuneigung der Herren Commilitonen zu bewerben und ein in mancher Beziehung heilsamer Wettstreit entstehen. Freilich hat es auch seine Bedenklichkeiten. Aber der Vortheil, daß der Student sich frei fühlt und reine Zuneigung zu dem Lehrer die Schritte leitet, erscheint als überwiegend. Nur wird eine wohlwollende Staatsbehörde oder jede Facultät die Reihenfolge der Vorlesungen für die 6 oder 8 auf einander folgenden Semester, zwar nicht als eine unabänderliche Norm, aber als wohlzuüberlegenden Rathschlag und Führer öffentlich bekannt machen, damit der Jüngling oder dessen Vater nicht in Gefahr gerathe, ganz zu irren. In gewissen Facultäten giebt es auch Collegia, die Jeder, der sich zum Staatsexamen meldet, gehört haben muß. Ein Zeugniß vom Professor ist darüber nachzuweisen. Dergleichen Bestimmungen können sehr heilsam sein; nur muß man dann auch darauf halten, daß die vorgeschriebenen Collegien nicht bloß testirt, sondern auch wirklich besucht worden seien, d. h. nicht ein oder einige Mal,

sondern anhaltend. Denn nichts ist schädlicher, verderblicher für den Charakter in's Leben tretender, ihrer Selbstständigkeit sich bewußt werdender junger Männer, als wenn sie erfahren und lernen, daß zwar Gesetze bestehen, dieselben aber nicht gehalten werden, weder von den Lehrern noch von den Schülern. Diese Erfahrung und die Meisterschaft, die Einige oder Viele darin erlangen, wirkt auf die Gesinnung und den Charakter junger Leute wie ein Gift. Die, welche dergleichen dulden, laden eine schwere Verantwortung auf sich. Sie untergraben das Fundament der Achtung gegen die gesetzgebenden Behörden und den Staat.

2.

Pädagogische Bildung oder Erziehung.

Ich komme nun zum zweiten Requisit an eine Anstalt, welche die Blüthe der Nation zu erziehen die Aufgabe hat. Ich sage zu erziehen. Eine Universität ist eine pädagogische Anstalt, und alle ihre Maßregeln müssen von dem pädagogischen, nicht von dem polizeilichen, juridischen, finanziellen oder anderm Standpunkte aus beurtheilt werden. Wir verlangen daher von der Hochschule nicht bloß Entwicklung der Intelligenz in den ihr Uebergebenen, Wissenschaftlichkeit und Ausbildung der Selbstthätigkeit im Denken, sondern in höherem und umfassenderem Sinne Vollendung der Erziehung der zu Männern heranreifenden Jünglinge. Diese Anforderung wird Jedermann gerecht und nothwendig finden. Sie ist die höchste, umfassendste, und die Förderung der Wissenschaftlichkeit ist nur ein Zweig derselben, nur in dem Maße schätzbar, als sie die allgemeine Aufgabe der Hochschule, Vollendung der Erziehung der künftigen ersten Männer des Staats, einleitet und begünstigt.

Welche Anforderungen sind in dieser Beziehung an eine Hochschule zu machen? Wir nennen die wesentlichsten Stücke.

1) Zuerst negativ: Wegräumung aller die Sittlichkeit junger Männer gefährdenden Dinge, Personen, Einrichtungen, Sitten u. s. w.

Im guten Verlauf der früheren Erziehung, der hier vorausgesetzt werden muß, ist der zur Universität abgehende Jüngling von seinen Eltern und auf dem Gymnasium behütet und bewacht worden. Als ein reiner Jüngling wird er von allen Seiten mit Segenswünschen entlassen. Hoch schlägt beim Abschiede dem Vater, der Mutter das Herz und Thränen füllen das Auge. Wird der behütete, reine, edle Mensch aus dem versuchungsvollen Leben eben so rein und lauter zurückkommen? Oder — oder? Gewiß, es ist erklärlich, treue Eltern entlassen mit Zittern und Zagen den Liebling des Herzens. Achtzehn und mehr Jahre der treuen Sorgfalt und unendlicher Mühen, die schöne Aussicht für den Mittag oder Abend ihres Lebens — vielleicht sehen sie Alles versinken, und was bis dahin ihnen roth und grün erschien, verwandelt sich in Nacht und Graus. Schwarz steht die Möglichkeit vor den Augen der Eltern: unser Sohn kann ein Wüstling werden. Die Leidenschaften werden ihn ergreifen, böses Beispiel ihn verlocken, die grassirenden Vorurtheile von Ehre sich seiner bemeistern, sein Körper wird durch wildes Leben verwüstet, seine Seele vergiftet werden. Es ist entsetzlich, aber es ist wahr!

Denken wir uns nur den kraftvollen Jüngling! Mark und Saft in den Knochen, Lebhaftigkeit der Phantasie, glühend erwachende, früher ungekannte Triebe, aufstrebender Sinn, der Besitz äußerer Mittel aller Art, die goldene Frei-

heit, und diesen gegenüber — lustige Kameraden, bemooste Bursche, heiteres Wirthshausleben und Kneipen, Duellwuth und liederliche Dirnen — nein, wenn diese Verhältnisse die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden nicht schärfen, sie nicht bis zur Gewissenhaftigkeit und Wachsamkeit steigern, es wäre nicht zu verantworten. Nur die Gleichgültigkeit gegen alles Reine und Edle kann hier von den strengsten Forderungen abgehen. Der ungeprüfte Jüngling kommt an den Scheideweg, er muß ihn betreten und sich entscheiden, sonst wird er kein Mann; aber die Versuchungen des Lebens steigern durch versuchende Häuser und Menschen, durch mittelalterliche Vorurtheile von Ehre und Tüchtigkeit, durch eine Freiheit, wie sie kein Mann genießet — das ist vor Gott und Menschen nicht zu verantworten. Der Staat richtet die Universitäten ein, und es giebt keinen andern Weg, sich zum höheren geistigen Leben emporzuschwingen — dieß legt ihm die große Pflicht auf, dafür zu sorgen, daß als Regel angenommen werden muß: der seiner Anstalt vertrauensvoll übergebene Jüngling werde nicht an Leib und Seele verdorben, sondern veredelt zurückkehren. Darum ist die strenge Forderung, daß verlokkende und verführerische Dinge auf der Universität nicht geduldet werden, das Minimum, was im Namen der Menschheit gefordert werden muß.

Dieses ist schon sehr viel, aber es reicht nicht hin. Denn auf dem Acker wächst noch kein Weizen, wenn man nichts weiter thut, als daß man ihn von bösem Unkraut reinigt und Sümpfe und Kloaken entfernt. Positive Einrichtungen müssen hinzukommen. Nicht von selbst macht sich eine tüchtige Erziehung. Es gehören Potenzen dazu, machtvoll erregende, energisch ergreifende. Welches sind sie?

Fürchte man nicht, wir werden die Strenge der Schuldisciplin fordern. Nur in der Freiheit reift man zur Freiheit. Und es ist besser, daß Einer zu Grund gehe, als daß alle unter kleinlicher Bewachung klein bleiben. Aber man unterscheide auch zwischen vernünftiger Freiheit, die man leidenschaftlichen Jünglingen gestattet, und Libertinage. Darum positive Hebel und Kräfte. Von ihnen nennen wir zuerst:

2) Entwicklung der Selbstthätigkeit des Denkens.

Oben ist diese schon namhaft gemacht worden; hier muß sie wieder auftreten, weil der Wille, der Charakter durch das Denken bemeistert und geleitet werden soll bei intelligenten Wesen. Weg darum mit aller Passivität im Lernen und Denken, mit blind todtem Annehmen gegebener Stoffe des Wissens! Nicht das Wissen kräftigt, sondern das Verstehen; nicht die Aufsammlung im Gedächtniß, sondern das Verarbeiten mit dem Verstande; nicht das Aufspeichern der Massen, sondern das Assimiliren; nicht das Betrachten, sondern das Suchen; nicht das Glauben, sondern das Prüfen; nicht das Lernen, sondern das Ueben; nicht das Fertige, sondern das Zubereiten; nicht das Vorkauen, sondern das Zergliedern; nicht das Nehmen, sondern das Machen. Die darin liegende Wahrheit ist längst von den Elementarlehrern eingesehen und angenommen worden; sie muß nun auch mit Strenge und Unbedingtheit unsern Hochschullehrern gepredigt werden. Verächtlich blicken sie meist auf das Wissen und die Künste der Schulmeister hinab; aber, beim Jupiter, sehr viele können von diesen verachteten, oft hungernden Schulmeistern Etwas lernen, die große Wahrheit: daß es bei der Geistes- und Charakterbildung weit mehr ankommt auf das Wie als das Was,

weit mehr auf die Form als den Inhalt, Alles auf die Methode.

Darum verlangen wir eine geistweckende, geistbildende Lehrmethode.

3) Die zweite Forderung in dem Gebiete der positiven Veranstaltungen der akademischen Jugend verlangt als höchsten Inhalt der Vorträge belebende Ideen — Hochbilder, Hochgedanken, Ideale.

Mit der Gründlichkeit des Unterrichts, mit einer geiststählenden Methode ist es nicht genug. Die Form muß erfüllt werden von dem rechten Gehalt. Der reifende Jüngling strebt nach dem Realen, das sich in seiner Phantasie zum Idealen, Höchsten, Vollendetesten verklärt. Das eigentliche, innere Glück dieser Zeit besteht in dem Ergriffensein von Ideen, darin, daß dem Jüngling die höchsten Gedanken in ihrer Erhabenheit erscheinen, und daß er so von ihnen gefaßt wird, daß er nicht nur auf Augenblicke, sondern für immer von dem großen Entschlusse, der Verwirklichung derselben sein Leben zu widmen, sich beseelt und begeistert fühlt. Wohl, das Leben streift von diesen Hochgedanken und Hochgefühlen Manches ab; aber in dem wahrhaft durch das akademische Leben Verklärten halten sie das Leben hindurch vor, nimmer verschwindend. Die Hochschule hat die Bestimmung, diese Hochgedanken, dieses höhere Leben in ihren Zöglingen zu begründen, den Geist der Jünglinge für die Ideale reif zu machen. Die wichtigsten sind: wissenschaftliche Ausbildung, Förderung geistiger Interessen der Nation, die erhabenen Gedanken der Tugend- und Pflichtübung in geistigem Berufsleben, Entwicklung der Nationalität in Aufopferungsfähigkeit, Ehre

und **Freiheit.** Dem ächten Jüngling brauchen diese Worte nur um's Ohr zu klingen, und seine Brust fühlt sich gehoben und seine Pulse schlagen rascher. Wehe dem tagelöhnernden Heftschreiber, der nur lernt, um sein jämmerliches Leben zu fristen, und durch das Amt eine versorgende Milchkuh sich zu verschaffen. Unwerth, aus der Quelle der Wissenschaften zu trinken, schöpft er aus abgeleiteten Brunnen, und anstatt frei zu werden durch die Forschung nach Wahrheit, schleppt er die Ketten des Geistes mühsam durch das Leben.

Sehet, werthe Leser, das ist das Ziel, der Preis und der Ruhm einer Hochschule und ihrer Lehrer, wenn sie es verstehen, in den Jünglingen die Funken des Geistes zu wecken, in ihnen eine Reihe von Alles belebenden und begeisternden Ideen aufsteigen zu lassen und sie für Alles, was die Vor- und Mitwelt Großes hervorgebracht hat in Religion, Wissenschaft und Leben, für alle künftigen Tage des Wirkens nachhaltigst zu begeistern. Ein Lehrer, der Solches versteht, nicht weil er sich in künstliche, ekstatische Begeisterung auf Augenblicke zu versetzen weiß, sondern weil er selbst in Ideen lebt, und Alles, was er sagt oder verschweigt, die Jünglinge mit belebendem Hauche anweht, ein Solcher ist wahrhaft ein Lehrer der hohen Schule. Jeder Andere aber ist ein banausischer Sackträger, unwürdig der hohen Würde, ein Priester der Ideen zu sein.

4) Aber der Mensch ist nicht bloß Geist, er ist auch **Leib**, und als Sinnenwesen ist seine Entwicklung und seine Wirksamkeit an irdische Bedingungen geknüpft. Wir verlangen darum von der Hochschule nicht bloß Pflege des Geistes, sondern auch **Pflege des Leibes**, nicht bloß Erhaltung der Gesundheit, **sondern Entwick-**

lung und Ausbildung des Leibes zum freien Dienst für den Geist.

Scheuen wir uns nicht, mißdeutete Wörter zu gebrauchen, deren Bedeutung aber einen guten Klang hat, wir meinen Gymnastik und Turnkunst.

Nicht bloß in die Reitbahn, sondern auch auf die Rennbahn gehört der Jüngling. Seinen Leib soll er nach altgriechischem Ideale tüchtig machen in allerhand Künsten und Uebungen. Es ist nicht genug, daß er fechten, hauen oder stechen lerne, oft nur um eitler Ehre willen, sondern er soll seinen Leib überhaupt gewandt und stark machen. Auch der einjährige Kriegsdienst bringt nicht, was wir verlangen: freie gesellig-gymnastische Uebungen und Spiele.

Wie, Ihr glaubt, das sei gesunde, allseitige Bildung, wenn Ihr den Jüngling täglich vier, sechs, acht Stunden auf die Bank in dem Hörsaale fesselt, wenn er keine andre Waffe ergreift als die Feder, und seine Kraft nur übt in dem Tragen der Mappe?

Unselig sind die Folgen körperlicher Verwahrlosung in den Jahren, in welchen der Leib seiner Vollendung entgegen reift, strotzend von gährenden Säften. Einen Ausweg, eine Anwendung verlangen, suchen und finden sie. Sollen sie sich auf's Gehirn, in den Unterleib werfen, dort Ueberreizung und Nervenschwäche, hier Entmannung bewirken? Tretet Ihr nicht mit Euch selbst in Widerspruch, wenn Ihr in den Bildungsanstalten der Jugend für die Entwicklung der Leiber in keiner Art Sorge traget? Denn wir sagen es Euch, eine Hochschule, die nicht für die Körperbildung vollkommene Veranstaltungen trifft, leidet und siecht an einem unverzeihlichen Mangel. Nicht um ihrer selbst willen verlangen wir Gym-

nastik, Turnkunst und heitere männliche Spiele, sondern um der Allseitigkeit der Bildung willen. Wahre Geistesbildung, d. h. Mannhaftigkeit der Gesinnung und des Charakters gedeiht und reift nur in gekräftigten Leibern.

5) **Wir verlangen ferner Anstalten zur gesellschaftlichen Entwicklung und Bildung unserer Jünglinge.**

Ueberall, wo junge Leute auf sich selbst beschränkt sind, nur mit einander umgehen, reißt ein Geist der Rohheit ein, rohe Sitten, Verachtung äußerlicher, feiner Sitte und Erscheinung. Solches kann man sogar in den Schullehrer- und Priester-Seminarien lernen. Natürlich. Der junge, kräftige, frei sich fühlende Mensch durchschaut bald die Leere äußerer Ceremonien und gesellschaftlicher Uebertreibungen. Indem sein Sinn auf das Wesen gerichtet ist, verwirft er, was ihm ein hohler Schemen zu sein dünkt, und gerade der Tüchtigste gefällt sich leicht in der Verachtung äußerer Freiheit und schöner Sitte. Um solcher rohen Erscheinungsweise vorzubeugen, hat man in manche Schullehrer- und Priester-Seminarien die Mystik, den Pietismus eingeführt. Gewiß, ein herrliches Mittel für diesen Zweck! Denn aller Orten auf dem weiten Erdenrund gleichen die Frömmler sich in äußerer Ehrbarkeit und stiller Gesittung. Der Schein soll das Wesen ersetzen. Aber unsre Leser werden es uns nicht zutrauen, daß wir dieses Mittel geistiger Entmannung anempfehlen. Den wildesten, wüstesten Burschencomment ziehen wir dem Heuchler- und Frömmlerwesen vor. Aber wir wünschen daneben, daß den Jünglingen feine Sitten und Gesittung angebildet werde. Denn auch sie gehören zur Bildung, und mancher Jüngling hat in

seinem früheren Leben keine Gelegenheit gehabt, sie von ihrer schönen und edlen Seite kennen zu lernen.

Unmöglich ist die Erreichung dieses Zweckes, wenn man die Jünglinge sich selbst überläßt. Auch erzielen die Theekränzchen einzelner Professoren mit ihren Disputationen über scholastische Spitzfindigkeiten nicht, was wir meinen. Für Einzelne ist gesorgt, die so glücklich sind, in der Universitätsstadt Eintritt in gebildete Familien zu finden. Aber dieser glücklichen sind wenige. Die meisten sind beschränkt auf das Besuchen der Hörsäle, der Stubenburschen, der Restaurationen und Kneipen.

Nur in geselligen Kreisen gemischter Gesellschaft, d. h. von Männern und Frauen, lernt sich feine, zarte Sitte und liebliche Erscheinung. Von Courtoisie und Schmeichelkünsten ist nicht die Rede. Die Turnkunst wird unsre Jünglinge davon fern halten. Aber Gewandtheit im Umgange und Liebe zu edler Geselligkeit in erheiternden Gesprächen, in Spielen des Witzes und der Laune, wie in den Bewegungen des Tanzes sollen unsre Jünglinge lieben und üben lernen. Wahrlich mancher edle Jüngling ist dadurch allein zu Grund gegangen, daß es ihm an dem Hebel, der in dem Umgange und in der Achtung edler Frauen liegt, fehlte. Sein Herz verlangte mehr, als der Fechtsaal oder der Commersch ihm brachte, und er fiel, oder — was noch schlimmer ist — er sank.

Wie dieses zu veranstalten, solches anzugeben, ist nicht unsre Aufgabe. Wir nennen die Bedingungen, unter welchen die Bildung auf der Universität eine allseitige werden kann. Die Ausführung liegt denen ob, die zu Leitern und Lehrern der Hochschulen bestellt sind. Einzelnes ist auf einzelnen in schöner Weise schon geleistet. So in Heidelberg, dieser be-

geisternden, in mancher Hinsicht einzigen Universitätsstadt, durch das dortige Museum. Es geht Alles, wenn man nur will. Nur auf das deutsche Theater weise man nicht hin als auf eine Schule der Höflichkeit und der Gesittung. Ja damals, als man noch den großen Gedanken eines deutschen Nationaltheaters verfolgte, damals hoffte man, es würde werden und es hätte werden können. Bei der jetzigen Entartung der Bühne aber muß man eher den Wunsch aussprechen, daß die Jünglinge es nicht kennen lernen. Oder sollte wirklich in den gewöhnlichen Lustspielen, in den Opern und Balleten eine geheim bildende Kraft liegen? Ja wohl, wir vermuthen und — fürchten es. Denn es bedarf des Beweises nicht, daß das Theater gesunken ist. Diese Wahrheit liegt klar vor Jedermanns Augen da. Verloren gegangen ist seine hohe Bestimmung, darin bestehend, den Sinn für ideale Schönheit und Kunst in den Zuhörern zu wecken, und die ideale Größe menschlicher Charactere mit lebendigeren Farben in die Einbildungskraft hinein zu legen, als die Geschichte es vermag. Dieses für ächte, höhere Cultur unendlich wichtige Institut ist zu einer Anstalt für Unterhaltung und Amüsement hinabgesunken, und nicht bloß den Puritanern, sondern selbst freisinnigen Menschen drängt sich die Frage auf, ob das heutige Theater nicht mehr schade als nütze, und ob es nicht an der Zeit sei, ein so zweideutiges Institut ganz aufzuheben. Jedenfalls aber wird der häufige Besuch des Theaters einem Studenten kein günstiges Vorurtheil erwecken.

Wie jeder Mensch in der Achtung von Personen, die ihm achtungswürdig erscheinen, einen Talisman besitzt, der ihn von dem Schlechten und Gemeinen abhält, so zumal der Jüngling, der ja noch nicht, wie der gereifte Mann, auf der festen Basis thatenreich zurückgelegter Jahre oder öffentlichen

Ruhmes steht, darum vor Allen der Stützen durch so edle Hebel, als Achtung und Vertrauen sind, bedarf. In dieser Hinsicht ist das Leben der Studenten in großen Städten nicht zu loben. Man bedenke sich daher wohl, ehe man die Universitäten aus kleinen in große Städte verlegt. Hier verschwindet der Einzelne, in kleinen ist Jeder gekannt. Freilich, in großen Städten gelangt der Corporationsgeist der Studenten zu keiner Macht, und wenn er der Uebel größtes ist, so darf man sich nicht besinnen; aber es bedarf dieses einer ernsten Untersuchung. So viel bleibt gewiß, in kleinen Städten geht der Einzelne nicht so leicht zu Grund, als in großen, wo er mit seinen Schandthaten verschwindet. Wir gehen weiter. Das Wort Corporationsgeist weckt den nächsten Gedanken.

6) Zur Erziehung und Bildung der akademischen Jugend gehören Genossenschaften, Corporationen.

Der regierende Geist der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart und seine absolute Unfähigkeit zum Zeugen und Gebären zeigt sich auch in der Aufhebung und Vernichtung aller geschlossenen Gemeinschaften und Verbrüderungen unter den Studenten.

Wir wollen zugeben, Ungehörigkeiten mancherlei Art hatten sich in sie eingeschlichen, man mußte einschreiten. Aber daß Alles dieser Art aufgehört hat, bleibt im höchsten Grade zu bedauern. Man wird nicht einmal dadurch den Zweck erreichen, den man anstrebte. Das Schlechte vertilgt man nicht dadurch, daß man es verbietet, sondern dadurch, daß man das Bessere hervorruft. Mit einer reinen Negation und einer tabula rasa ist es nicht gethan. Es entsteht gleich, wo Leben und Bewegung ist, ein Anderes, oft ein Schlimmeres.

Zusammenschaarung und Vereinigung des Gleichartigen ist ein allgemeines Gesetz der lebenden Natur, in dem Thierreiche wie unter den Menschen. Ohne sie ist eine Organisation undenkbar. Sie verlangt nicht Aufhebung des Differenten und Ununterscheidbarmachung desselben. — Das wäre die heillose Maxime der Gleichmacherei — sondern sie verlangt Vereinigung des Gleichartigen zur Verrichtung einer Function in dem organisch zu gliedernden Körper und Ergänzung derselben durch alle übrigen. Man hat alle Corporationsverhältnisse und damit alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft aufgehoben, so weit solches von Menschen abhing — zu wahrem Unsegen für das Ganze *), zur Verzweiflung für die Einzelnen, in denen ein organisirender Geist lebt; wenn man in gleicher Richtung auch die landsmannschaftlichen Genossenschaften der Studenten aufgehoben hat, so möchte der augenblickliche Vortheil für die äußere Ruhe auf den Universitäten leicht durch den dauernden Nachtheil für das innere Lebensprincip in den gebildeten

*) v. Raumer, England 1836, I. S 550:
„Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Corporativen macht sich in einer Zeit wieder geltend, welche demselben viel zu übereilt einen allgemeinen Krieg erklärt hatte. Mißbräuche der Zünfte, der geschlossenen Bürgerschaften, der monopolisirenden Universitäten ꝛc. liegen so deutlich zu Tage, daß kein Unbefangener sie leugnen kann; hieraus folgt aber auf keine Weise, ein Staat bestehe lediglich aus einer höchsten, centralisirten Regierung, und dann aus lauter Einzelheiten, welche man, zusammen addirt, Volk zu nennen beliebe. Es folgt eben so wenig, daß alle zahlreichen Vereine der Einzelnen zu einem größeren Ganzen schädliche Staaten im Staate wären. Umgekehrt; jeder höher entwickelte Staat bedarf mannigfaltiger, größerer Organe: also Genossenschaften der Handwerker, Künstler, Gelehrten, Geistlichen, Dörfer, Städte, Landschaften ꝛc. Und wie sich auch die Zeit, wie sich auch die Gestaltung und der Zweck ändern mögen: es wird das Corporative, diese Wahlverwandtschaft und Wechselwirkung immer wieder hervortreten, und wie ein Phönix aus der Asche des Früheren wieder hervorwachsen."

Ständen der bürgerlichen Gesellschaft überwogen werden. Was ist natürlicher, als daß sich in fremder Stadt die Heimathsgenossen zusammenschaaren, die sich durch dasselbe Gefühl, dieselbe Sitte, dieselben Erinnerungen angezogen fühlen? Man will nicht einmal die Verbindung der Commilitonen derselben Facultät. Man will ein reines Nichts, Isolirung des Einzelnen von allen Andern. Die Feindschaft gegen das Corporative erstreckt sich sogar auf die Kleidung und die Farben. Alles sei eine Masse, Jeder gleiche dem Andern, Nichts steche hervor. So wird das Leben eine Wüste, die Langweiligkeit führt das Scepter. Denn was ist langweiliger als die Unterschiedslosigkeit!

Ehemals kannte man an der Kleidung und den Manieren den Handarbeiter, den Handwerker, den Kaufmann, den Gelehrten, den Studenten. Und warum soll der Student sich nicht anders tragen, geberden als der Philister? Oder soll er auch nur ein Philister sein? — Liebt man ja bei den Soldaten die Verschiedenheit der Jacken und Tressen. Die Soldaten sind aber die Menschenwelt nicht allein. Auch wir sind Menschen, auch wir haben Launen, auch in uns leben Eigenthümlichkeiten. Der holländische Geschmack der Gartenkunst, der allen Gewächsen unter der Scheere dieselbe Gestalt gab, ist längst in seiner Unnatur anerkannt. In der Erziehung der Menschen ist man so weit noch nicht vorgerückt. Wenn die Burschenschaft die Burschenschaft ist, so ist und bleibt auch der Student ein Student. Man lasse ihm seine unschädlichen Eigenthümlichkeiten, man leite und regle sie. Nur der Schlechte sondert sich ab; der Gute schaart sich mit Gleichgesinnten zusammen. Ohne dieß keine Freude, kein Glück.

Es giebt zwei Principien, nach denen man die Studenten vereinigen kann: das fachmäßige und das lands-

mannschaftliche. Beide müssen in Anwendung gebracht werden. Jeder tüchtige Student lebt in zwei Richtungen und Strebungen: die eine geht nach dem Wissen, die andere nach dem Leben. Jene zieht ihn zu Jünglingen desselben Fachs, dieses vereinigt ihn mit seinen Landsleuten. Von beiden Trieben ist der von lebendigen Kräften Erregte influencirt. In rechter Weise benutzt führen sie, wie alle Triebe der Menschennatur, zum Guten. Der wissenschaftliche Trieb findet seine Befriedigung durch geistige Berührung des Theologen mit den Theologen, des Juristen mit den Juristen u. s. w. Der gesellige schaart zusammen, die Schlesier, die Pommern, die Sachsen, die Würtemberger, die Baiern u. s. w.

Der studirende Jüngling ist kein Kind mehr, das Gesetz behandelt ihn wie einen Mündigen, Freien, und der Lehrer nennt ihn einen Herrn. Darum ist ihm der Staat eine öffentliche Stellung im Leben schuldig, sie gebührt ihm, und zu allen Zeiten strebt der Student, dieselbe zu gewinnen. Er fühlt sich einen Andern, als die übrigen, die er Philister benamset, er will auch äußerlich ein Anderer erscheinen. Diese Bestrebungen sind natürlich, folglich heilsam und gut. Man befriedige sie! Darum Vereinigung der Strebenden nach dem Princip des Faches, der Lebenden nach dem Eintheilungsgrund der Heimath! Soll das geistige Princip erscheinen, so treten die Theologen, die Juristen, die Mediciner, die Philosophen zusammen auf, die ersten etwa in schwarzer, die zweiten in rother, die dritten in grüner, die vierten in blauer Farbe. Soll das Leben des Gefühls und der Gesinnung zur Erscheinung kommen, so sieht man zusammen die derben Pommern, die gutmüthigen Sachsen, die breitschulterigen Westphalen, die heiteren Rheinländer, die schweren Baiern.

So verlangt es das Leben, das auf den Hochschulen herrschen soll, nicht der Tod, der durch die Isolirung entsteht. Dieß führt uns zur folgenden Bedingung, die wir zu stellen haben:

7) Bewegung und Erregung durch den Geist des öffentlichen Lebens und lebendige Theilnahme an demselben.

Wo öffentliches Leben ist und ein Geist desselben, da wird von selbst jeder Einzelne von ihm erregt und ergriffen. Es wirkt wie der Odem Gottes, der alle Kreatur durchdringt. Für diese Erregung bedarf es keiner besonderen Veranstaltung.

Das öffentliche Leben bedarf bestimmter Organe und Verrichtungen, hervorgerufen durch die Organisation der Massen, wie ich sie im „zweiten Beitrag zur Lebensfrage" verlangt habe. Die Organisation geschieht nach doppeltem Princip, weil Jeder von zwiefachem Interesse bestimmt wird. Die Interessen nämlich sind zu vertreten. Das erste ist das Standesinteresse, das zweite ist das der Heimath, des Wohnortes, des Viertels, der Straße u. s. w.

Die Beschäftigung des Mannes bestimmt den Stand, dem er angehört, nichts Anderes. Er gehört zu den Genossen desselben Standes, zur Erreichung der Zwecke desselben und zur Vertretung seiner Interessen gegen die übrigen Stände. So wie in der Natur die Pappeln zusammengehören und die Eichen, so die Handwerker, die Kaufleute und die Gelehrten u. s. w. Und so wie die Arten der Pappeln und der Eichen eine Unterabtheilung unter sich bilden, so die Arten der Handwerker, der Kaufleute, der Gelehrten. Dadurch entsteht der compacte Corporationsgeist der Stände, der ohnedieß da ist, aber auch seine Anerkennung, seine Constitution verlangt. Noth-

wendig ist er ein einseitiger. Seine Ergänzung, Verallgemeinerung und Beschränkung findet er durch das zweite Princip der Gliederung, durch die Zusammenschaarung aller Männer, die denselben Wohnort haben, oder in großen Städten dasselbe Viertel bewohnen. Hier wird jeder Einzelne durch die allgemeinen Interessen Aller influencirt, und die Einseitigkeit wird durch die Allseitigkeit, der mögliche Standesegoismus durch die universelle patriotische Gesinnung Aller verklärt. Natürlich entstehen zur Durchführung dieser Organisation Versammlungen der Genossen desselben Standes und derselben Heimath. Die Glieder sollen durch persönliche Gemeinschaft, durch Rede und That in Wechselwirkung treten, und alle bewegt werden von dem Geiste der Gemeinschaft des öffentlichen Lebens.

Den Studenten gebührt, sagte ich oben, eine bestimmte Stellung im Leben. Sie bilden den Stand der Studenten, und man gewährt ihnen, in weiser Abmessung ihrer Bedürfnisse und Zwecke, bestimmte Rechte. Auf die Freiheit der übrigen Stände haben sie keinen Anspruch, denn sie produciren noch nicht, sondern sie lernen. Aber damit sie lernen, muß man sie sich ausleben und sich üben lassen. Darum fügt man den Stand der Studenten zu dem der Gelehrten als einem Appendix, die Theologen in abgesonderter Gliederung zu der Kategorie der Professoren der theologischen Facultät u. s. w. Auch sollen die Einzelnen Zutritt haben zu den allgemeinen Vereinen derer, mit welchen sie zusammenwohnen. Der Jüngling muß von dem Geist des öffentlichen Lebens erregt und ergriffen werden. Denn nur dadurch entsteht für die in ihm erregten Hochgedanken eine Stätte praktischer Wirksamkeit. Ohne diese Beziehung der Ideen auf das Leben gleichen jene — hohlen Schemen, oder sie spuken gleich Gespenstern in dem Gehirne der Menschen.

Die Glanzpunkte des Lebens sind die vaterländischen Feste, großen geschichtlichen Begebenheiten, Epochen und Ideen, und der erhabenen Natur und ihrem Schöpfer geweiht. Ohne großartige Nationalfeste ist kein erregtes, kein gehobenes Volksleben denkbar. Wir besitzen kaum noch einen Schatten von ihnen. Ein sicheres Zeichen, daß das Volk als Volk oder lebendige Nation zu existiren aufgehört hat. Es vegetirt, oder der Einzelne spinnt sein Netz in seiner stillen Behausung, gleich der Spinne in ihrem Fangwinkel. Aber Geduld, die Furcht vor dem Mißbrauche wird verschwinden, die deutsche Nation wird wieder erwachen und die Regierungen werden dieses Erwachen gern befördern, wenn aus der gährenden Masse der verderbliche Stoff ausgeschieden sein wird. Die deutsche Nation in voller Reinheit der Gesinnung ist nicht zur Leiche erstarrt; der Puls geht zwar langsam, aber das Herz schlägt noch, und wenn frische Lebensluft sie anhaucht, wird sie ihren vegetirenden Zustand verlassen und aus dem Winterschlafe zu neuem Leben erstehen. Diese Entwickelungszeit wird vor Allen der Jugend zu gut kommen, der Hoffnung für künftige bessere Zeiten. Man wird dann mit Freuden die frische Kraft in ihren Armen und den Glanz ihrer funkelnden Augen wahrnehmen, und ihr die Stelle im öffentlichen Leben anweisen, die ihr gebührt. Und bei den Festen wird sie in ihrer Einheit und ihrer bunten Mannigfaltigkeit erscheinen, und je nachdem das Fest vorzugsweise eine geistige oder eine national-geschichtliche Bedeutung hat, je nachdem wird sie in den Farben der Facultäten oder in den landsmannschaftlichen erscheinen. Ein goldener Morgen für die Universitäten und für die ganze Nation!

8) Ich komme zur letzten Bedingung, an welche das Heil der Erziehung der höheren Jugend geknüpft ist: die

Tüchtigkeit der akademischen Lehrer in geistiger, sittlicher und patriotischer Hinsicht.

Von einem Lehrer der Hochschule, der eins der ersten Ehrenämter des Staats bekleidet, daher seine Löhnung auch nicht Biergeld, sondern mit Recht Ehrensold (Honorar) genannt wird, verlange ich drei Eigenschaften: Geist (Lehrtalent), ethische Gesinnung und Patriotismus, damit er als Lehrer, als Mensch, als Glied der Nation den Jünglingen, die ihn umgeben, als strahlendes Muster vorleuchte. Denn das lebendige Beispiel wirkt mächtiger als Lehre und Unterricht.

Die erste Eigenschaft des akademischen Lehrers ist das Lehrtalent, welches in einem durchgebildeten Verstand, in hellen Einsichten, in der Kenntniß der menschlichen Natur und ihrer Entwickelungsgesetze und in der Fähigkeit, Andere zu geistiger Thätigkeit machtvoll und energisch anzuregen, besteht. Das eigentliche Lehrgeschäft ist ein stilles, innerliches, unhörbares und unsichtbares Geschäft. Die Worte sind es nicht, die gesprochen werden, die Sätze nicht, die mitgetheilt werden, die Mienen und Geberden auch nicht; es ist vergleichbar dem Lichte des Himmels und dem Thau der Erde, und das Lernen ist das Wurzeln der Pflanze in die Tiefe und ihr stilles Wachsthum. Wie der Odem Gottes weht über den Wassern, so haucht der Geist eines wahren Lehrers die schlummernden Geister der Schüler an, und sie erwachen und freuen sich. Es ist belebend und erheiternd, wenn zuweilen von des Lehrers Geist Raketen in die Luft steigen und Leuchtkugeln die schwarze Nacht recht sichtbar machen; aber nöthig ist es nicht; wenn er nur, gleich dem Diamanten, mit eignem Lichte leuchtet. In geheimer Anziehung berühren sich die Geister, und es sind selige, geheimnißvolle Augenblicke, wo die Flügelschläge

und Schwingen des Geistes des Lehrers und der Schüler sich berühren. Solch Lehren ist ein stilles, heiliges Geschäft der Zeugung und Befruchtung, und die Nachkommen erfreuen sich, wenn der lehrende Geist längst heimgegangen, der unendlichen Erndte.

Solche tiefe Innerlichkeit besteht nicht ohne Tugendgesinnung, ohne die geheime Freude an dem Edlen und Rechten. Sie ist selbst eine der größten Tugenden. Aber überhaupt sei jeder Lehrer, zumal der der Hochschule, ein sittlich ernster, tugendhafter Mann, der das Gleiche wirkt in seiner Umgebung, ohne daß er spricht und ohne daß er es will, bloß weil er ist. „Worte sind gut, aber sie sind nicht das Beste; das Beste wird nicht klar durch Worte.“ (Göthe.)

Und dann verlangen wir vom Lehrer, daß er sich eng im Herzen anschließe an das Vaterland, das ihn geboren, sein Weh mitfühlend in des Herzens Geist und Empfindung und für sein Theil mitwirkend zu seiner Erneuerung und frischen Blüthe. Wie sind unsere Jünglinge — darum die Hoffnung des Vaterlandes — empfänglich für die Selbstständigkeit und Ehre des Vaterlandes, wie hell erklingen ihre patriotischen Gesänge und mit welcher Begeisterung singen sie den „Landesvater“. Ja, wüßtet ihr diese Keime zu befruchten, und trüget ihr, Hochschullehrer! den Geist des Vaterlandes und die Ehre der Nation in eurem Charakter, wahrlich wir würden bald die Früchte davon ärndten, und eine Zeit entstehen, von der man nur mit Schmerz scheiden würde. Gott hat das deutsche Land auch dadurch gesegnet, daß er seine Jünglinge mit tiefen Grundanlagen und mit dem Keime heiliger Liebe zum Vaterlande begabte.

Dieß sind die Bedingungen, an welche die Blüthe deutscher Universitäten nach meinem Ermessen geknüpft ist; dieses die Forderungen, die ich an sie mache; dieß der Maßstab, mit dem ich sie messe. Nicht engherzigen Schülergeist will ich in die Jünglinge gepflanzt wissen, nicht spähende, auflauernde Bewachung, sondern freie, heitere Entwickelung und weite Rennbahn zur Entwickelung aller Kräfte. Darum aber noch nicht Nichtsthun, Vernichtung aller positiv wirkenden Institute, sondern Anlegung machtvoller Hebel und Kräfte, deren Einfluß sich zu entziehen Jedem schwer werden wird. Fallen und sinken muß auch der akademischen Jugend möglich sein, aber man muß es ihr erschweren, nicht durch Befehle, Machtgebote und Strafen, die sich überall in ihrer Ohnmächtigkeit erweisen, sondern durch innere Factoren und Kräfte.

Darum — um zusammenzufassen — Entfernung aller gefährlichen Verlockungen und Reize von dem Sitze der Universität; denn da Gott Niemand versuchet, so sollen auch die Menschen einander nicht versuchen, und wir wissen es, wer die Jugend verführt, oder zugiebt, daß sie verführt werde, dem wäre es besser, daß man ihn mit einem Mühlsteine im Meere ersäufe; und neben dieser negativen Wirksamkeit energische Potenzen zur Entwickelung des positiv Guten, darum: Entwickelung der selbstthätigen Kraft im Denken, Belebung des Geistes durch erhabene Ideen, körperliche Gewandtheit und Stärke, Ausbildung zu feiner Geselligkeit und edler Sitte, sichere Gliederung und Organisation, wie des ganzen Volkes, so der akademischen Jugend zur Entwickelung eines charakteristisch bestimmten Corporationsgeistes, Gemeingeist und Kraft des öffentlichen Lebens und Lehrer voll Geist, Tugendgesinnung und Patriotismus.

II.

Würdigung unserer Universitäten nach dem vorgelegten Maßstabe.

Ich glaube nicht, daß es nöthig wäre, die Rede weiter fortzusetzen, nämlich nicht für diejenigen, welche die deutschen Universitäten kennen. Für Solche schreibe ich eigentlich nur. Denn die sie nicht kennen, werden auch durch das Nachfolgende nur eine einseitige Kenntniß von ihnen erlangen. Aber auch für jene ist zwischen kennen und kennen ein Unterschied. Der Eine betrachtet dieselbe Sache von ganz anderer Seite als der Andere. Beide sehen in und an demselben Dinge Verschiedenes. So muß denn auch ich sagen, was ich sehe. Ich werde es mit der Offenheit und mit der Rückhaltlosigkeit thun, die eine so wichtige Sache Jedem, der darüber sprechen will, zur Pflicht macht. Ich werde die Sache bei ihrem Namen nennen, von dem Schlechten nicht mit beschönigenden Worten sprechen. Aber ich werde mich kurz fassen und nicht von Allem reden. Beides verlangt meine Neigung und meine Lage. Zu einer gründlichen Erschöpfung fehlt mir die Zeit und die Kraft. Statt daher die einzelnen Seiten des oben

vorgezeichneten Maßstabes an die Universitäten anzulegen, hebe ich nur einige Hauptseiten hervor. Jenes wäre langweilig, und die Langweiligkeit ist auch bei einer Schrift einer der schlimmsten Fehler. Jede Art, sagt ein französisches Sprichwort, ist gut, mit Ausnahme der langweiligen Art. Ich beschränke mich auf die Besprechung der **Lehrer** und **einige öffentliche Verhältnisse**. Daraus wird dann hervorgehen, ob die Universitäten das Lob verdienen —, das Andere ihnen gespendet haben.

A. Die Universitätslehrer.

Was ich von ihnen zu sagen habe, will ich unter den drei Rubriken zusammenstellen: **wissenschaftliche Richtung, Lehrmethode, Gesinnung.**

1. Die wissenschaftliche Richtung der Universitätslehrer.

Sie geht aus auf die **Allheit** des Wissens. Möglichst vollständige Erschöpfung der Wissenschaft, der sie sich widmen, ist ihr Ziel, **Gelehrsamkeit** mit einem Worte. In diese setzen sie ihre Bestimmung, sie ist ihre Ehre, ihr Triumph. Sie würdigen die Wissenschaften selten nach ihrem Einfluß auf den menschlichen Geist oder auf die socialen Verhältnisse, sondern die Wissenschaft ist ihnen Zweck. Einmal das objective Wissen an sich, dann seine systematische Gliederung. Das Letztere ist sehr wichtig und nothwendig, aber es ist nicht das Höchste, und die dadurch entstehende Richtung ist eine einseitige. Nirgends soll das Wissen Zweck an sich sein, sondern nur Mittel. Wo es als Zweck aufgestellt wird, da herrscht eine verkehrte Ansicht, und es entsteht Götzendienst des Wissens, der auf unsern Universitäten herrscht. Der eigentliche

Zweck des Wissens ist die durch dasselbe zu erzielende geistige Bildung. Natürlich existirt keine Geistesbildung ohne Wissen, und jede Uebung der Kräfte geschieht an einem Stoffe. Aber diesen Stoff vollkommen zu beherrschen, die Geisteskräfte allseitig an ihnen zu üben, das ist der wahre Zweck der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Auf Sammlung von Kenntnißmassen, Aufspeicherung gelehrter und subtiler Begriffe kommt es daher nicht an. Sucht der Gelehrte darin seine Bestimmung, so entsteht die unfruchtbare, todte Gelehrsamkeit. Als Lehrer wird er dann in der Mittheilung eines möglichst reichen Materials seine Vollendung erblicken. Er wird nicht fragen, was das Wissen, das er vorträgt, nützt, was für Früchte es dem Geiste oder dem Leben bringt, in wie weit es zur Befreiung und Erstarkung des Geistes und zur Beherrschung der Natur beiträgt, er setzt seinen Zweck in das Wissen selbst. Diese Richtung ist bei vielen, bei den meisten unsrer Gelehrten vorherrschend.

Daher die unendliche Verbreitung über denselben Gegenstand, daher die Masse unfruchtbaren historischen Wissens, daher die Belastung und Erdrückung der Jünglinge mit Lernstoffen, daher die Knechtschaft der jugendlichen Geister, statt ihrer Befreiung, daher ihre Anstrengung vor dem ihnen bevorstehenden Examen und ihre Ermüdung nach demselben, daher die Erscheinung, daß das Studiren bei den Meisten aufhört, wenn sie die Universität verlassen. Sie fühlen sich erdrückt, getödtet.

Darum ist die Wahrheit laut zu predigen, daß Bildung und Wissen zweierlei Dinge sind; daß die Bildung nicht einmal mit dem Wissen congruirt, welches Tiefe und Umfang mit einander verbindet; vielmehr hat es nur in so weit Werth, als es beiträgt zur Kräftigung des Geistes, zur Befestigung

des Willens im Guten, zur Veredlung der Persönlichkeit, zur Richtung auf das Höhere. Unsere Zeit hat dieses vergessen, sie verwechselt das Mittel mit dem Zwecke, hat vergessen, daß die Richtung und das Streben nach dem Höheren, das keiner weiteren Charakterisirung bedarf, die Grundlage und der Gipfel aller wahren Bildung ist, daß diese Richtung den Werth des Charakters des Einzelnen und einer ganzen Zeit bestimmt. Man kann unendlich viel wissen, und doch ein ungeschlachter, roher und gemeiner Mensch sein.

2. Die Lehrmethode.

Die einseitige Richtung auf das Wissen und die Gelehrsamkeit führt zu der Lehrmethode, die unsere akademischen Lehrer üben. Es ist die akroamatische. Der Lehrer spricht, die Schüler schweigen, hören zu und schreiben nach. Jener trägt vor, er lies't ab, oder er bedient sich des freien Vortrages. Natürlich ist Letzteres das Bessere, weil es das Lebendigere, Anregendere ist, vorausgesetzt, daß Ordnung in dem Vortrage herrscht.

Ueber diesen Gegenstand habe ich mich in der Rede über die Lehrmethode Schleiermacher's ausgesprochen. Ich kann mich daher um so kürzer fassen.

Mit Franz Theremin halte ich sie für verkehrt. Denn sie ist tödtend. Besteht der akroamatische Vortrag in Entwickelung, Zergliederung, Widerlegung, giebt er eine Genesis der Gedanken, ist es ein freier Denkproceß, wie bei dem unerreichten Schleiermacher, so leistet er, was er zu leisten vermag. Aber der Entwickelungsproceß verlangt gemeinschaftliche Thätigkeit des Lehrers und des Schülers. In diesem soll die Entwickelung geschehen.

Daß der Lehrer den Proceß für sich durchgemacht habe, muß vorausgesetzt werden. Nun besteht sein Geschäft darin, daß er seine Schüler dazu befähige. Dazu reicht nicht hin, daß er den Denkproceß ihnen vormache; er muß denselben in ihnen erzeugen.

Ob Solches der Fall sei, ob die Schüler ihn angefangen haben und fortsetzen, Solches kann man nur erfahren, wenn die Schüler ihre Gedanken äußern. Folglich darf dieses nicht fehlen. Mit Recht fordert daher Theremin als vorherrschende Lehrform den Dialog. Dem muß ich vollkommen beistimmen, obgleich ich von ihm allein die Wirkungen nicht erwarte, die er sich davon verspricht, nämlich die Vernichtung aller Mängel und Gebrechen des Universitätswesens. Es muß nach dem Früheren noch viel Anderes hinzukommen. Aber ich steigere seine Forderung und verlange nicht bloß dialogische Unterhaltung, sondern strenge, sokratische Entwickelung, besonders der Grundideen und alles Wesentlichen, das solcher Behandlung fähig ist.

Alles Wissen zerfällt in zwei Arten. Entweder ist es historisch positiver Art, oder es stammt aus dem Geiste. Beides muß scharf gesondert werden. Nach der Verschiedenheit des Ursprunges ist es verschieden zu behandeln. Das Erste muß gegeben werden und der Schüler hat es zu lernen und in seinem Gebrauche sich zu üben, bis zur vollkommenen Fertigkeit. Das Zweite dagegen soll er suchen und finden. Dazu bedarf er der Leitung, der Erregung. Jenes soll gar nicht Gegenstand des Lehrvortrages in den Hörsälen der Universitäten sein, es gehört in das Buch, das der Schüler sich anzuschaffen hat, um die Materialien sich anzueignen. Solches kann man ihm, da er ein gereifter Jüngling, kein Kind mehr ist, überlassen, und man muß es ihm zumuthen. Das aus

dem Geiste stammende Wissen dagegen, das Rationale ist ausschließlich der Gegenstand der Beschäftigung. Dieß ist meine Grundansicht.

Durch diese Scheidung des historischen Wissens von dem rationalen reducirt sich der in einer Vorlesung zu behandelnde Lehrinhalt auf ein Viertel, ein Achtel oder in noch mehr abnehmenden Exponenten. Dieses ist ein unendlicher Gewinn. Der Rest kann nun vollständig verarbeitet werden, worauf Alles ankommt.

Ich denke mir die Ausführung so:

Dreißig bis fünfzig Studenten sitzen im Halbkreise, der Lehrer mitten zwischen ihnen. Mit der historischen Grundlage haben sie sich bereits bekannt gemacht. Nun beginnt der Lehrer die Entwickelung in freiem Gespräche, nach der Weise der Alten, aber zugleich mit Benutzung aller seitdem in der Methodik gemachten Fortschritte. Ob die Schüler einen kurzen Leitfaden als Wegweiser, der Haltpunkte, Fingerzeige enthält, in der Hand haben oder nicht, ist gleichgültig. Es kann sein, kann auch nicht sein. Darauf kommt nichts an. Auch darauf kommt nichts an, ob viel oder ob wenig Stoff verarbeitet wird. Aber daß verarbeitet werde, das ist's. Der Student soll das philosophische Denken lernen. Ist dieses geschehen, so braucht er den Lehrsaal nicht mehr zu besuchen. Er hat ausstudirt, d. h. er wird das Studiren ewig fortsetzen. Denn der Geist ist in ihm zum Leben gekommen. Und der (lebendig gewordene) Geist läßt sich nicht bannen.

Gleich wird man mit Einwendungen bei der Hand sein, äußere Schwierigkeiten aufzählend.

Man wird die Menge der Studenten nennen. Freilich wird nicht leicht ein Lehrer Hunderte zugleich im Denkproceß zu erhalten fähig sein. Aber Hunderte gehören auch nicht

zusammen. Sollten sie nicht abzuhalten sein, nun, so ist es doch tausendmal besser, daß alle der Entwickelung, an der Zwanzig bis Dreißig sprechend Theil nehmen, zuhören, die Fragen als an sich gerichtet betrachten und still mit antworten, als daß Keiner antwortet und redet. So viele Lehrer man zur Erreichung des Hauptzweckes nöthig hat, so viele sind anzustellen. Aber ich sagte ja schon, daß die Masse des bisherigen Lehrstoffes sich außerordentlich vermindere, ja daß es auf die Masse gar nicht ankomme.

Man wird sagen, die Herren Studenten lieben das Antworten, Reden, Selbstdenken nicht. Wirklich nicht? Sehet, wenn das wahr ist, dann habt Ihr über Eure bisherige Weise selbst den Stab gebrochen. Gewinnen sie durch das bisher üblich gewesene Verfahren keine Liebe zu selbstthätigem Denken, so folgt daraus, daß man die verkehrte Weise abschaffe. Aber ich gebe Euch in der Behauptung recht. Unsere heutigen Studenten sitzen am liebsten still da, nachschreibend wie die Maschinen, und die Masse nach Hause schleppend, wie die Lastthiere.

Man wird sagen, die meisten unserer Professoren seien der dialektischen Entwickelung nicht mächtig. Solches gebe ich auch zu, ja ich behaupte es entschieden. Aber wer ein Professor sein will, hat dieses Schwerste zu lernen. Wer es nicht vermag, der paßt weder zum Hoch- noch zum Dorfschullehrer. In ihr liegt das Wesentliche des Lehrgeschäfts.

Diese und andere Einwürfe sind nichtig. Zählen wir dagegen nur einige der Vortheile, der Folgen dieser Lehrmethode auf.

1) Es verschwindet der Tod aus den Lehrsälen, sie werden aus Hörsälen Uebungssäle, Denkstätten. Unsere Jünglinge werden geistig selbstständig, sie gelangen zur intellectuellen Emancipation.

2) Alle impotente, ohnmächtige Menschen werden von dem Katheder abgehalten; nur die geistig kräftigsten werden Hochschullehrer. Man wird keine gelehrten Kameele, wie die Herren Studenten gewisse Leute zu nennen pflegen, mehr anstellen. Wer nicht seiner ganzen Wissenschaft mächtig ist, nicht jeden Einwurf zu widerlegen oder zu behandeln versteht, nicht selbst zum Denken jeden Augenblick aufgelegt ist — er wird es nicht wagen, sich mit der geistgeweckten deutschen Jugend einzulassen. Ein unendlicher Gewinn! Nur die tüchtigsten werden zur Würde eines akademischen Lehrers gelangen. Dafür ist dann bleibend und sicher gesorgt.

3) Aufhören wird mit einem Male das Prunken mit gelehrtem, abgelernten Krame, verschwinden der historische Wust, der wie ein Ballast den aufstrebenden Geist erdrückt. Nicht mehr anstellen wird man junge unreife Männer, die, selbst erst Neulinge im Denken und im Leben, meinen, man könne ein akademischer Lehrer sein, wenn man ein Heft zusammenzuschreiben und vorzulesen verstehe. Man wird die, welche sich auf niederen Posten als denkende, zur entwickelnden, geisterregenden Lehrart fähige Köpfe bewährt haben, zu Hochschullehrern berufen.

Doch genug; die Sache spricht für sich. Halten wir nur noch den Gegensatz, die jetzt bestehende Einrichtung dagegen, zur gegenseitigen Beleuchtung.

Da sitzen die Jünglinge, welche die beste Vorbildung genossen haben, die es bis jetzt auf Erden giebt, oft zu Hunderten stumm vor dem einen Mann auf der Hitsche. In monotonem, geistlosen Vortrage lesen die Meisten ihre Weisheit aus dem Hefte, oder, um den Stumpfsinn zu verewigen, kommen sie der Faulheit durch Diktiren zu Hülfe. Machen die Herren, sagte der alte N. N., weiland Professor in Marburg,

gefälligst ein Kommachen. Nichts wird gehört, als das Kritzeln der Federn. In gekrümmter Stellung legen sie so täglich vier oder mehr Stunden sich Sammlungen von Heften an. Mit Berserkerwuth schreiben sie Sachen auf, die in tausend Büchern stehen, historischen Wust, gelehrten Kram, Minutien und Quisquilien. Mit einem zerreißenden Gefühl, aus Mitleid und Abscheu gemischt, betrachte ich diesen staunenswürdigen Vorgang. Mit Mitleiden — diese armen Leute sind zur abschwächendsten Sclavenarbeit verdammt; mit Abscheu, denn sie hätten doch durch die Gymnasialbildung zu höherem Sinn und höherem Streben gelangen können. Freilich wirft die Denkscheu der Meisten und der Umstand, daß sie sich so allgemein das Vorsagen und das Diktiren gefallen lassen, ja oft es verlangen, kein günstiges Licht auf die Leistungen der Gymnasien.*) Auch dort erliegen die armen Jungen oft dem gelehrten Wuste. Aber auch mit Staunen betrachte ich das Schauspiel. Ungeheure Fortschritte hat die Methodik des Unterrichts gemacht, seit drei Jahrhunderten; Tausende von Dorfschulen erfreuen sich einer belebenden Lehrmethode, — unsere Universitäten haben keine Notiz davon genommen, sie haben sich unverändert erhalten trotz aller Reformen und Revolutionen in dem Leben. Es ist eine lehrreiche Geschichte. Soll es so fortgehen? — Vernehmen wir über den geistigen Zustand der Studirenden die Versicherungen eines Mannes, der aus langer Erfahrung spricht.

*) Mit den Gymnasien wird es nicht eher gut, bis man für die Bildung der Gymnasiallehrer solche Anstalten errichtet, wie für die Elementarlehrer bestehen. Diese Wahrheit bedarf keines Beweises. Gebe Gott, daß mein Heimathland Preußen sich den Ruhm erwirbt, auch in diesem Stücke voranzugehen! Dazu möchte ich noch mitwirken.

„Man blicke", sagt der Professor Beneke*), „auf die Universität. Statt in den Geist der vorgetragenen Wissenschaften einzudringen und das Geistige geistig zu fassen, fassen in allen Facultäten die meisten Studirenden dasselbe bloß äußerlich und dem todten Buchstaben nach, bleiben auch hier an der Sprache, als dem Inbegriff äußerer Zeichen, oder an historischem Nebenwerk, oder an leeren Formeln hängen, weßhalb sie sich denn auch auf die sogenannten Brotwissenschaften beschränken, und keinen Trieb fühlen, dieselben durch umfassendere historische und philosophische Erkenntnisse tiefer lebendig zu machen.**) Werden sie äußerlich, oder auch durch eine

---

*) Siehe dessen Erziehungs- und Unterrichtslehre, Berlin bei Mittler, 1836, 2 Bände, ein geistvolles Werk, allen Lehrern an Gymnasien und allen Docenten sehr zu empfehlen!

**) Wenn obige Schilderung wahr ist, so taugt unsere Gymnasialbildung nicht. An den Früchten erkennt man auch sie. Obige Schilderung ist, leider! nur zu wahr. Die Gymnasien sind an zwei Uebeln krank, oder machen krank: 1) sie überfüllen den Schüler mit Massen des verschiedenartigsten Wissens; 2) sie sorgen nicht für eine tüchtige Verarbeitung. Der erste Fehler entsteht aus der wunderlichen Angst vor Einseitigkeit, und doch zieht jeder verständige Mensch eine tüchtige, d. h. eine gesunde und kräftige Einseitigkeit, mit Lust und Liebe zur Sache, jeder mittelmäßigen Universalität vor, wozu unter 100 Gymnasiasten 90 genöthigt werden, zu unermeßlichem Schaden für die gesunde Stärke ihres Leibes und die Frische ihres Geistes. Manche unserer Gymnasiasten betreten als junge Greise die Universität. Natürlich können sie keine andere Erscheinungen darbieten, als die obigen im Texte.

Die Verdauung und Verarbeitung des mannigfaltigsten Wissens wäre noch eher zu erwarten, wenn alle Gymnasiallehrer Meister der Methodik wären. Aber hic haeret aqua. Dann könnte man auch auf eine Verminderung der Lectionen dringen. Was würde dadurch überhaupt nicht schon an physischer Gesundheit und Kräftigkeit gewonnen! Diese und geistige Frische sind nur dann zu erwarten:

zufällig und flüchtig begründete Neigung zu diesen geführt, so sehen wir sie beinahe gänzlich unfähig, sich darüber zu orientiren und auch nur die leichtesten Beispiele zu finden für die Veranschaulichung des abstract Vorgetragenen; und sie geben sich entweder einem abstracten Formelwesen oder den unstät schweifenden Phantasien poetisirender Speculation hin. — Ein nicht geringer Theil thut in dem ersten Universitätsjahre so gut wie gar nichts; die Meisten kommen wenigstens nicht über ein treues Nachschreiben der Vorlesungen und eine todte Wiederholung derselben hinaus; ein angestrengtes Selbstarbeiten tritt bei Vielen erst in der letzten Zeit vor dem Examen und aus Furcht vor demselben ein (auch dann also nur von mehr mechanischer Art und als Gedächtnißwerk), und wird mit dieser Furcht wieder abgeworfen, so daß sie ihr ganzes Leben hindurch nur durch ihre nothwendigen Berufsgeschäfte mit dem allgemeinen geistigen Erwerbe der Menschheit in Verbindung bleiben. Allerdings giebt es hiervon viele ehrende Ausnahmen; aber sie sind doch nur ein kleiner Theil des Ganzen, und es möchte nicht zu berechnen sein, wie viel Unheil, auch für alle Zweige des praktischen Lebens, aus diesem lässigen, todten, buchstabenartigen Treiben der Wissenschaften auf der Universität hervorgehen."

Dieses sind die Folgen der Lehrmethode, die auf den Gymnasien und Universitäten herrscht.

---

1) wenn man nur Hauptgegenstände und diese vollständig erlernt;

2) wenn es in heiterer Anstrengung geschieht, was von der Methode abhängt;

3) wenn man dem Leib sein volles Recht wiederfahren läßt.

Ist dieses in der Regel, d. h. in zehn Fällen neunmal, als Resultat unserer Schulbildung zu erwarten???

Am allerwenigsten paßt sie für die, welche selbst Lehrer werden wollen, sei es an öffentlichen Schulen, oder Religionslehrer. Denn wie sie gelehrt worden sind, so lehren sie wieder, und so pflanzt sich die vorsagende, vordenkende, diktirende Methode oder vielmehr Unmethode bis in alle Ewigkeit fort. Auf keiner deutschen Universität kann der künftige Lehrer die geistbildende Methode kennen und üben lernen. Natürlich fängt der Anfänger im Lehramte so an, wie er auf der Universität gelernt hat. Denn wie läßt sich mit Billigkeit von ihm fordern, daß er das Schwerere, was er nicht geübt hat, nicht hat üben sehen, beginne? Daher noch immer die Seltenheit einer geistbildenden Methode in den Gymnasien, daher die Ursache der gerechten Klagen, die Beneke führt, daher auch, wenigstens zum Theil, die Gemeinheit vieler Menschen, deren Geist, ungeachtet der Beschäftigung mit den Gegenständen, von welchen man rühmt, daß sie die Humanität verbreiten, nicht zu rechter Erkenntniß gelangt ist. Denn die Gemeinheit der Menschen entspringt aus der Gemeinheit der Arbeit, und zwar weniger in der objectiven Beschaffenheit derselben, als in der Art und Weise, wie sie vollzogen wird. Leider kann man sich selbst mit Wissenschaften auf eine gemeine, handwerksmäßige Art beschäftigen, so daß sie den Geist nur in rein äußerlicher Art in Anspruch nehmen. Zu dem Innern der Wissenschaften dringt man nur durch die rechte Methode. Ich muß es daher wiederholen, daß alle Kenntniß nur in so weit wahren Werth für die menschliche Bildung hat, als sie mit Erkenntniß verbunden ist, d. h. mit der Erkenntniß der den Thatsachen zu Grunde liegenden Ursachen, Motive, Gründe, Gesetze. Nicht in der Kenntniß des Einzelnen ruht die intellectuelle Bildung, sondern in der Erkenntniß des Allgemeinen. Darum bewegt sich die wahre Methode von der

Kenntniß des Einzelnen zur Erkenntniß des Allgemeinen, Tiefen, in entwickelnder, heuristischer Art und Weise.

Diese entwickelnde Methode macht endlich auch die „heilige Unverständlichkeit" unmöglich, in welche manche Docenten, besonders der philosophischen Facultät, ihre Weisheit einhüllen. Denn bei ihrer Anwendung wird der Fortschritt nicht von dem Hefte, nicht von der Laune des Lehrers, sondern von den Fortschritten der Lernenden bedingt, wie es sein muß. Nicht das semesterweise, regelmäßige Abkanzeln des Heftes ist der Zweck des Vortrages, sondern die geistige Bildung der Lernenden.

Aus allen diesen Gründen müssen wir von den akademischen Docenten diese geistbildende Methode fordern.

3. Die Gesinnung.

Ist das Werk verdorben, das Product der Menschen — so können die Arbeiter, die Verfertiger, die Künstler nicht unverdorben geblieben sein. Die Kunst verfällt durch die Künstler, die Schule durch die Lehrer, die Studenten durch die Professoren. Dieß ist — ich kann es nicht bergen — meine Meinung, das Verderben hat auch viele Professoren ergriffen. Eben darum können sie allein das Verderben der Universitäten nicht in seiner Größe, seinem Umfange aufdecken. Denn sie stecken mit darin.

Worin besteht ihre Schuld?

1) Sie*) haben keine Heimath, kein Heimathsgefühl, keine Anhänglichkeit an ein Land, sie sind Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre nach und dem Gelde. Wer ihnen am meisten bietet, der hat sie. So wandern sie von einer

*) Vergl. die Vorrede.

deutschen Universität zur andern. Hat sich Einer Ruhm, einen glänzenden oder wenigstens blendenden Namen erworben, so treibt er bei einem Rufe nach auswärts sein Gehalt nach Möglichkeit in die Höhe. Alles wird angewandt, um die rufende Behörde zu schrauben. Kein Heimaths= oder Vaterlandsgefühl legt ein Gewicht in die Wagschale. Sie sind Makler geworden; auch die kaufmännischen Cursberechnungen findet man bei ihnen, und wenn z. B. die Philosophie, zu der sie sich im Vortrage bekennen, hoch im Curse steht, so weiß nicht nur jeder Adept derselben, daß er hohe Procente fordern darf, sondern er thut es auch. In den alten guten Zeiten wog ein „Geheimer Rath" oder ein „Geheimer Hofrath" noch etwas auf; aber heut zu Tage schlagen selbst die Männer des Absoluten und des Unbedingten den Werth des Realen höher an, als Titel und Orden.

Wie viele Regierungsbeamten ihre Thätigkeit nach der Zahl der Nummern, die in ihrem Notizbuche stehen, abmessen und nach deren Höhe berechnen, so schätzen unsere Professoren ihre Wichtigkeit, ihren Einfluß und den Grad, in dem sie ihre Bestimmung erreicht haben, nach der Zahl ihrer Zuhörer. Wohl, sie ist in dem Punkte ein Maßstab, daß man daraus ersehen kann, was junge Leute für wichtig oder nothwendig erachten und für interessant halten. Aber mit der Zahl der Zuhörer steigt die Zahl der „Fritze", wie die Herren Studenten sagen, oft nach dem Doppelten oder noch höher. Hier liegt eine Quelle des Grundverderbens. Denn das Zahlen des Honorars verführt sie, darnach zu trachten, den Jünglingen zu gefallen; sie speculiren auf die Künste, welche den Hörsaal füllen. Und gelingt dieses nicht gar häufig? Folgen sie, die größtentheils Urtheillosen, nicht sehr oft dem lockenden Schein, den täuschenden Künsten, der wortreichen Suade?

Wirkt der, der einen gefüllten Hörsaal hat, wirklich besser, tüchtiger, bildender, als der, der von einer kleineren Schaar von Jüngern umgeben ist? Ihr Alle sprechet nein, denn Jedermann weiß: Auch unter den Studenten giebt es Führer und Leithämmel und Macher; die übrige Masse folgt, versteht nichts und lernt nichts, aber sie stimmt ein in das Lob der Chorführer.

Nein, das Beziehen des Honorars von dem Einzelnen ist ein Grundverderben der Universität.

Ihr denkt, und Ihr habt den Einwand bei der Hand: wenn wir die Honorare abschaffen, wird dann der und jener auch noch mit Eifer und Fleiß lesen? Wie, im Ernste, Ihr denkt wirklich so? Nun sehet: dann habt Ihr ein viel härteres und schärferes Urtheil über die Professoren ausgesprochen, als ich es auf hundert Bogen vermag. Aber ich glaube es, ich weiß es, Ihr denkt es wirklich. So weit sind wir gekommen, d. h. gesunken, daß wir Impulse, die man bei Dorfschullehrern nicht mehr für nöthig erklärt, und die man an vielen Orten abgeschafft hat, und zwar so unreine und gemeine Impulse, wie Gold und Silber, noch für nöthig erklärt, um unsere Akademiker, die Männer, die mit dem Geiste der alten und mit dem Mark der neuen Zeit aufgenährt sind, auf eine oder zwei Stunden am Tage in Thätigkeit zu erhalten!

Vernehmt doch die Urtheile, die unsere Studenten darüber fällen und welche Anekdötchen sie erzählen! Doch nomina sunt odiosa. Sie thun auch nichts zur Sache, weil so viele von dieser Pest des Geizes und der Habsucht angesteckt sind. Andern verzeihen wir es, weil auch die W i s s e n s c h a f t leider oft nach Brot gehen muß, indem man selbst auf den Universitäten eine nicht nur bedenkliche, sondern offenbar höchst schädliche Concurrenz zugiebt oder veranlaßt. Von

Monopolen kann keine Rede sein, aber auch nicht von dem andern Extrem, einer allgemeinen Gewerbefreiheit. Schon in materiellen Dingen führt sie in der Regel zu unleugbaren Nachtheilen, noch mehr in geistigen. Denn sie erzeugt unter den Lehrern derselben Facultät Neid und Eifersucht, Rangstreit und alle die gehässigen Rancünen, von welchen selbst die Studenten so viel zu erzählen wissen. Ein College sucht dem andern den Rang abzulaufen und das Heer der Akademiker auf seine Seite zu ziehen, in seinen Hörsaal zu locken, oft vielleicht durch unwürdige, äußerliche Künste, welche die Menge bestechen. So sehen wir unsere Professoren den Götzen des Tages huldigen, nach Ergötzung, Schein und Belustigung der Zuhörer haschen, das Glänzende dem Ernsten und Tiefen vorziehen, das Pikante und sogenannte Geistreiche dem Einfachen und Wahren. Die Gebrechen der Tagesliteratur dringen so in die Hörsäle und verderben den Geschmack der Jünglinge an der schlichten, nackten Wahrheit. Der akademische Lehrer muß ohne äußere Sorgen seinem geistigen Berufe leben können, damit man mit Recht ihm die Forderung stellen könne, nach der Wissenschaft und Wahrheit zu trachten, und nicht nach den Dingen, die von dieser Welt sind. Auch die akademischen Lehrer können nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon.

2) Sie achten nicht den Gehorsam, nicht die Subordination — sie, die für den Staatsdienst erziehen sollen.

Es ist weltbekannt, sie rühmen sich dieses Sinnes, als eines Zeichens selbstständiger Kraft und des Bewahrens corporativer Stärke, selbst gegen ihre Studenten. Die bis zu 10 und 12 Wochen mißbräuchlich ausgedehnten Herbstferien, nachdem das Sommersemester oft nur 12 Wochen gedauert hat, — sie sind ein Mißbrauch und ein Uebel. Denn was

soll der gewöhnliche Student in dieser langen Zeit machen? Schon die lange Weile, das Nichtsthun, das leere Herumziehen und Herumliegen macht die Bäuche faul. Die den Universitäten vorgesetzten Behörden sehen dieses sehr wohl ein, sie befehlen: Künftig darf Keiner vor dem 15. September schließen. Aber schon den 15. August stehen die Hörsäle leer. In dem Kataloge ist der Anfang der Wintervorlesungen auf den 18. October angesetzt; selten lies't Einer vor dem 1. November, Mancher nicht vor dem 10ten.

Daß in jedem Semester alle Hauptcollegien eines Faches gelesen werden, es ist, besonders auf einer großen Universität, die billigste Forderung. Das Ministerium befiehlt daher, die Professoren einer Facultät sollen sich darüber verständigen. Aber Jeder lies't nach wie vor seine Lieblingsgegenstände, d. h. diejenigen, die am ersten ein volles Auditorium liefern. So wird dieselbe Disciplin oft von drei bis sechs Docenten angezeigt, während andere, vielleicht eben so wichtige, leer ausgehen.

Sie kennen den Gehorsam gegen die Vorgesetzten nicht. Wie die Franzosen aller Parteien darin einig sind, daß das linke Rheinufer ihnen gehöre, so stimmen auch Professoren aller Richtungen darin überein, sich von alten Vorrechten nichts nehmen zu lassen, sollte es auch Gesetz und Ordnung verlangen.

3) Sie interessiren sich nicht für das Individuum.

Was für herrliche Bande umschlossen ehemals den Meister und seine Jünger, damals, als jeder Hochbegabte eine Schule bildete: gegenseitige Liebe, die väterliche von oben, die auf Hochachtung gegründete von unten — die Pietät. Der

Jünger zehrte lebenslang daran und sie war das Hochgefühl seines Alters.

Heut zu Tage gelten die Zuhörer gleich den Nummern. Wie in den Lankasterschulen haben sie ihre Individualität verloren, sie zählen nur, und sie werden gezählt, weil sie die Höhe des Honorars bezeichnen. Wahrlich auch ein wöchentliches Theekränzchen, mit Einigen gehalten, ist kein Ersatz für die persönliche Gemeinschaft der alten Zeiten.

Unsere Professoren lesen, unbekümmert um das, was die Anwesenden treiben, ob sie schreiben und aufmerksam sind, oder ob sie in Büchern lesen, oder inzwischen die Tische zerschneiden, oder schlafen.

Gar Vielen, den Meisten kommt es ungelegen, wenn ein Einzelner sich noch privatim diesen oder jenen Aufschluß erbittet. Er wird so empfangen, daß er nicht wieder kommt. Darum gehört es zu den seltenen Ausnahmen, wenn Einer das Glück hat, dem Professor persönlich bekannt zu werden. Die Studenten wissen es, wie gleichgültig gegen ihre Persönlichkeit die Meisten ihrer Lehrer sind. Darum vergelten sie auch Gleiches mit Gleichem — natürlich zu ihrem eignen Schaden. Aber wie kann es anders sein? Bleibt auch eine Ursache ohne ihre natürliche Wirkung? — Einen, ich möchte sagen, unerhörten, ja schauderhaften Beweis von der Gleichgültigkeit der Professoren gegen das Wohl und die Achtung ihrer selbst vor den Studenten legen sie ab durch die Leichtfertigkeit, mit der sie amtliche Zeugnisse ausstellen, den Besuch der Collegien testiren. Wohl, im Leben lernt man es, in unbedeutenden Dingen das eine oder das andere Wort zu sagen, was mit der strengen Wahrheit nicht übereinstimmt. Aber, wenn man etwas der Art schreiben soll, besinnt man sich doch. Das Geschriebene hat eine höhere Bedeutung, als

das flüchtig verhallende Wort. Diese Ueberlegung wird auch bei sonst nicht allzu streng moralisch gesinnten Personen zur Gewissenhaftigkeit, wenn sie ein Zeugniß, besonders ein amtliches, ausstellen sollen. Nichts von allem dem bei unseren Professoren. Sie testiren: „fleißig", „mit lobenswerthem Fleiße", „theilnehmend" u. s. w. frisch zu, wenn sie nur wissen, daß das Colleg belegt gewesen und sie den Inhaber ein oder einige Mal gesehen haben. Ja oft mögen sie ihn gar nicht gesehen haben. Es wären manche schöne Geschichtchen darüber zu erzählen, wenn hier der Raum dazu wäre. Aber ist das nicht eine wahre Depravation? Können gewissenhafte Jünglinge vor solchem Unwesen Respekt haben? — —

4) Sie stehen feindselig einander gegenüber.

Will man Orte bezeichnen, wo Gelehrsamkeit, Kenntnißreichthum, Bildung zu finden sind, wo sie eigentlich residiren, so nennt man die Universitäten. Natürlich. In ihnen vereinigen sich alle Umstände, welche die Blüthe der Intelligenz befördern. Sie heißen daher auch Musensitze; denn die Musen haben hier stabilen Aufenthalt. Nur die an Geist ausgezeichnetsten Jünglinge — dieß darf angenommen, muß vorausgesetzt werden — widmen sich dem akademischen Lehramte. Sie haben auf Gymnasien die humaniora studirt, die artes, welche sich mit rohen Sitten nicht vertragen, nicht nur kennen gelernt, sondern sich zu eigen gemacht, die Humanitätsstudien auf Universitäten fortgesetzt, und betreten nun die Bahn zu dem Tempel der Wissenschaften und des Ruhmes.

Wer sollte es darum nicht natürlich finden, daß Jedermann in dem Leben, in der Gesinnung der Professoren als strahlende Tugend die Humanität sucht, die Vereinigung Aller, wenigstens aller für dieselbe Wissenschaft Hinarbei-

tenden, in großartigem, begeisternden, treu verbundenen Streben, sich selbst vergessend über der erhabenen Göttin, der sie dienen, gleich jenem Jüngling, der die Theilung der Erde übersehen hatte. Ja, die Humanität verlangen, fordern wir mit Recht von denen, die sich rühmen, humaniora zu lehren.

Aber — nun sehe man einmal zu, wie diese Humanitäts-Professoren zum Theil zu einander stehen, mit einander leben, sich gegen einander betragen, ob es einem nicht ist, als wenn man aus den Wolken fiele, und ob nicht Mancher recht hat, der sich von ihnen und ihrer Sache wegwendet. Es ist oft ein Skandal. Katzbalgereien, hämische Angriffe, kritische Bosheiten, weibische Klatschsucht, hinterlistige Verläumdung, nie aufhörende Parteisucht und gemeine Unsrigkeit und Vornehmigkeit — und wie alle die heillosesten Tücke des menschlichen Gemüthes heißen mögen, sie herrschen — nicht unter Ständen niederer Bildung, sondern unter unseren Gelehrten. Kaum gleicht eine Wuth der eines Gelehrten, wenn ein Anderer ihm die Blößen, die er gegeben, aufdeckt, die Böcke, die er geschossen, verewigt. Kaum streiten böse Weiber mit solcher Verwünschung mit einander, wie zwei Philologen über verschiedene Lesarten und Auslegungen. Sie verfolgen einander auf ewig. Gerade hier erkennt man nicht nur die Unwahrheit der alten Behauptung, daß das Wissen nothwendig veredle, sondern auch die ungeheure Verirrung in der übertriebenen Werthschätzung des oft so eitlen, so unnützen Wissens. Abgöttisch verehren wir alten, todten Kram, belohnen die Aufspürung einer unentzifferten Schrift an einem alten Stein mit Schätzen und mit Ehre, und bewundern kleinlichen Scharfsinn, wo wir, wenn wir jenem Alexander glichen, so eitle Künste mit einem Scheffel Linsen anerkennen, d. h. verachten sollten.

Ja, offen sprechen wir es aus, und erwarten den auf offenem Felde, der es unternimmt, uns zu widerlegen: nirgends auf Erden herrscht unter Gebildeten die Humanität weniger, als unter den Gelehrten. Das Volkssprichwort charakterisirt viele in Wahrheit: „Je gelehrter, desto verkehrter", in Gesinnung, im Leben. Nirgends findet man mehr Scheelsucht und Neid als unter denen, die aus der Cultur der Wissenschaften Profession machen. Nirgends weniger Aneinanderschließen, nirgends so viel gegenseitiges Isoliren als unter ihnen. Die Männer derselben Facultät sind in der Regel — gegen einander. Man sollte denken: da sie einer Sache, z. B. der Philosophie, der Medicin, der Theologie ꝛc. dienen, also unter einer Fahne fechten, so würden sie in gemeinschaftlichem Eifer für die Wissenschaft und aus Liebe zu den für sie zu gewinnenden Jünglingen zusammenhalten und nicht durch kleinliche Persönlichkeiten auseinander gehalten werden. Aber, aber — lauter Parteisucht, Anfeindung, Haß. Der Allöopath steht dem Homöopathen, der Hegelianer dem Kantianer, der Supranaturalist dem Rationalisten, der Altdeutsche dem Neudeutschen diametral gegenüber. Als Parteimenschen kennen sie keine Humanität, Christenthum, Liebe, Gemeingeist, und wie diese hohen Dinge heißen; suchet sie überall, wo ihr wollt, nur nicht in den Orten, die sie Musensitze benamset haben.

Und solche Parteimänner sollen der Blüthe der deutschen Nation als Vorbilder dienen!

5) Sie leben nicht in Ideen.

Die Ideen, die das würdige männliche Leben überhaupt beleben müssen, sind: der Hochgedanke der Tugend und Pflicht, die Ausbildung des Berufskreises, dem man sich gewidmet hat, und die Fortentwickelung

der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt. Ohne den ersten fehlt dem Dasein des Einzelnen die Würde, und Gemeinheit der Gesinnung und Richtung tritt an deren Stelle; ohne den zweiten ist kein tüchtiges, edles Streben des Mannes möglich; ohne den dritten kann wohl energische Tüchtigkeit im engern Kreise bestehen, aber ohne ihn fehlt dennoch dem Streben die höchste, allgemeinste Beziehung. Wer von ihnen gehoben und beseelt wird, lebt ein Leben in Ideen; wer sie entbehrt, ist ein ideenloser Mensch.

Wie es in dieser Beziehung mit so vielen unserer Zeitgenossen, auch mit vielen unserer Universitätslehrer steht, es ist schmerzlich, davon zu reden, schon darum, weil man dabei der Gefahr der eignen Ueberhebung oder der Eitelkeit ausgesetzt ist. Aber es darf nicht verhehlt werden — wen lehrte es nicht jeder Tag? — daß die Ideen uns sehr abhanden gekommen. Die Verkehrtheit der Richtung zeigt sich am schlagendsten in denen, die die Führer zu sein den Beruf haben und darum an der Spitze stehen. Tugend und Pflicht — sie begeisterten den großen, unsterblichen Kant; unser deutsch gesinnter Lessing und der alte Voß widmeten ihnen ihr thatenreiches Leben. Wir gehen in dem Gewässer der Lobsucht und der Schmeichelei unter, oder ersticken in dem Dunste mystischer Nebel. Aufopferung in edlem Berufe — ach es giebt sogar unter den Hochschullehrern welche, und nicht unberühmten Namens, die nicht nur gerne möglichst wenig, sondern lieber gar nicht lesen, ja wohl gar durch Grobheiten die wenigen Zuhörer aus dem Hörsaale verscheuchen. Theilnahme an der allgemeinen Fortentwickelung des öffentlichen Lebens und seiner Zustände — wo ist sie und wer bezeugt sie?

Was die Lehrer nicht haben, fehlt auch den Schülern. Und wenn etliche von diesen, in reinerer Luft aufgewachsen, ihrer lauteren Gesinnung folgen wollen, aber keinen Führer, kein Vorbild finden, und darum vielleicht sich verirren, wen nimmt Solches Wunder, der die Zeit kennt und die Menschen!

Kenntnisse besitzen wir in Ueberfluß, es fehlen die Ideen. Dieß ist die Klage, die ich erhebe.

Es giebt Professoren, welche diesen Mangel durch einen sogenannten geistreichen Vortrag, durch augenblicklich reizende, die Einbildungskraft erregende, pikante Darstellungsweise zu ersetzen suchen; aber vergebens und verkehrter Weise. Dadurch, wie ich schon einmal bemerkt, verdirbt der Sinn für das Einfache, Gerade, Natürliche, Tiefe, Klassische, kurz der wahrhaft wissenschaftliche Geist, der an dem Ernst, der Strenge, der Schärfe seine Freude hat. Es ist ein ganz verderblicher Wahn, zu meinen, das von der Wahrheit und Schärfe des Gedankens entblößte Geistreiche habe noch irgend welchen Werth; es ruinirt den Geist, verdirbt ihn für die Wissenschaft, wie Marzipan den Magen verdirbt. Wo findet man in den Werken, die aus den alt-klassischen Zeiten stammen und die mit Recht für alle Zeiten als Muster gelten, wo findet sich in Lessing's oder Kant's geistvollen Schriften auch nur eine Spur von der gerühmten geistreichen Art, selbst unserer poetischen Naturphilosophen, ihrem Haschen nach Gegensätzen, witzigen Combinationen und frappanten Vergleichungen, die den Beweis eines geistreichen Kopfes liefern sollen, und alles Andere enthalten, nur keine Wahrheit! Nimmermehr verträgt sich dieses eitle Streben mit dem Tiefen und Hohen. Diese sogenannten Geistreichen verderben den Geschmack der jungen Männer, die zu ihren Füßen sitzen. Diese verlieren, an das künstliche Leuchten der Blitze in schwarzer

Nacht gewöhnt, und durch die Raketen und Leuchtkugeln geblendet, die Fähigkeit, das reine Sonnenlicht der Wahrheit und die Einfachheit des Gedankens hochzuschätzen, und das Wohlgefallen an einfacher, schmuckloser Darstellung. Darum sollte jeder Professor diese verderbliche Darstellungsweise den Neu=Romantikern und den Novellisten überlassen.

Eine Universität ist um der Studirenden will da. Ihr Werth beruht auf der Wirkung auf dieselben. Diese läßt sich erkennen aus dem Verhältniß der Gesinnung der Studirenden gegen die Lehrer. Und diese geht hervor aus den Aeußerungen jener über diese. Wer weiß es nicht, wie oft sie ohne Achtung, meist ohne Dankbarkeit, ohne Pietät, ohne Vertrauen, an den Professoren eine bittere Kritik üben, Witz und Spott über sie ergehen lassen. Manches Anekdötchen wäre davon zu erzählen, paßte es zu dem Ernste des Gegenstandes. Aber sicherlich ist keine Kritik schärfer und — niederschlagender (für den, der es weiß, worauf daraus zu schließen ist, und daß die pädagogische Wirkung eines Menschen auf einen Andern von der Achtung abhängt, in der er bei ihm steht) als die der Studenten über die Lehrer. Ohne Scheu wird da in öffentlicher Gesellschaft und an Wirthstafeln erzählt, wie der und der sein altes Heft bereits seit zwei und mehreren Jahrzehnten abliefet und an bestimmten Stellen Witze reißet; wie ein Anderer bei der Bitte um Erlassung oder Stundung des Honorars sich schmutzig knickerig zeigt; was Frau Fama von dem Privatleben eines Dritten zu erzählen weiß. Nein, es ist mir oft weh um's Herz geworden, wenn sich mir bei solchen Erscheinungen die Betrachtung aufdrängte, was für unselige Folgen diese von einzelnen Erfahrungen nur zu leicht auf die Gesammtheit gerichtete Ansicht von dem geistigen Streben, der Gesinnung und dem Leben der Professoren auf die Richtung

der Jünglinge haben muß, die in diesen ihren Lehrern Vorbilder für das Leben finden sollen. Denn unendlich wichtig ist es für den heranreifenden Mann, ob er zu Hochbildern hinaufschaut, oder ob ihn die, die äußerlich hochgestellt sind und in mancher Beziehung, wenigstens in der Ferne glänzen, in der Nähe als Menschen erscheinen, die dieser Achtung unwerth sind. Jene bittere Kritik ist auf der einen Seite die Rachegöttin, welche die Professoren verfolgt, wenn sie nicht sind, wie sie sein sollten; auf der andern Seite ein Zeichen der (durch natürliche Ursachen herbeigeführten) Verderbtheit der Gesinnung der Studenten, durch deren Mittheilung sie das Hochgefühl der auf der Universität Ankommenden vernichten. Denn wie man von den Menschen denkt, so wirken sie auf uns. Wie kann der, der uns Nichtachtung, wo nicht gar Verachtung einflößt, veredelnd auf uns wirken? — Sinkt unsere Meinung von den Menschen, besonders von hochstehenden, so sinken wir mit. Darum sind im Leben nicht geachtete, verachtete Lehrer, auch wenn sie durch Gelehrsamkeit glänzen, die Verderber der Jugend.

Die Schwäche, die Bodenlosigkeit des sittlichen und erziehlichen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten haben die heillosen demagogischen Umtriebe der Studenten vollends mir aufgedeckt, und wer bis hieher der Meinung geblieben, daß die Klage, die ich gegen die Lehrer erhebe, des realen Grundes entbehre, der wird weiterhin nicht bei seiner Meinung beharren können.

Ich habe Politisch-Angeklagte in der hiesigen Hausvoigtei besucht, Söhne alter Freunde und Bekannten (— denn Christus spricht: „Ich bin gefangen gewesen, und du hast mich

besuchet!" —), ich habe auf ihren Wangen die Wirkungen der Kerkerluft, in ihren Augen die Folgen moralischer Verirrungen gesehen. Es ist mir nahe gegangen; ich habe gezittert, als ich die verbauten Fenster erblickte, hinter welchen die Jünglinge schmachten, um welche Väter, Mütter, Brüder, Schwestern und alle Freunde des Vaterlandes und der Jugend Thränen vergießen. Ich habe an die Ursachen gedacht, die Solches herbeigeführt; an die Männer, die vor Allen es hätten verhindern können; an die, welchen die Eltern, der Staat, Amtspflicht und Eid die Jünglinge zur Bildung und Erziehung übergeben haben. Haben diese nicht gewollt, oder haben sie nicht gekonnt? Liegt es an ihrer Willens-, oder an ihrer Machtlosigkeit? An dem Einen oder dem Andern, von denen schwer ist, zu sagen, welches das Schlimmere sei, muß es liegen, oder an Beiden. Sollten sie nicht gewollt haben, so verdienten sie eine weit härtere Strafe, als die Jünglinge. Haben sie nicht gekonnt, entweder weil sie nicht wußten, was die ihrer Pflege Empfohlenen, wenn auch im Verborgenen, doch unter ihren Augen trieben, oder weil ihr Einfluß auf dieselben gleich Null ist, welches beides zusammen wir um der Milde willen annehmen wollen, nun so erkenne man die Schwäche und Bodenlosigkeit des Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten!

Aus dieser kurzen Betrachtung folgt Zweierlei: 1) So darf es nicht bleiben; 2) den unter solchen Umständen verirrten Jünglingen, dieser hirtenlosen Schaar, kann unser Mitleid nicht entgehen.

Diese milden Worte über einen Gegenstand von solcher Schwere verdienen — das wird jeder Leser erkennen — das Lob der Mäßigung. Ich habe mich selbst bezwungen. Aber

man wird zugeben, daß der Gedanke: sechshundert deutsche Jünglinge haben sich in verbotene, zum Theil in verbrecherische Verbindungen eingelassen, und solche Plane geschmiedet, die das Gesetz mit schwerem Arrest und mit dem Tode bestraft, und sie büßen nun ihre Verirrungen und Verbrechen in den Kerkern — ich sage, dieser Gedanke rechtfertigt auch den glühendsten Zorn über die, welche, wenn auch nur in negativer Weise, davon die Schuld tragen. Ob die Universitätslehrer mit Recht damit beladen werden können, wir lassen es dahin gestellt, wir wollen hoffen, daß es nicht sei; aber das hätte ihnen Ehre gebracht, wenn sie von allen Seiten und auf alle mögliche Weise, wenigstens mehr als es geschehen, sich der verirrten und verführten Jünglinge angenommen und Vorschläge gethan hätten, welche dieses Unheil mit der Wurzel von den Universitäten hätte entfernen können. Ein treuer Hirte bewacht die Heerde, damit der Wolf sie nicht fresse, und wenn sich eins von hundert Schafen verirrt, so geht er ihm in die Wüste nach, damit es nicht verloren gehe. Der verirrten Jünglinge sind aber sechshundert! — — Diese schreckliche Wahrheit sollte in der Seele jedes Lehrers derselben wie ein Mordbrand wirken. Aber sie schweigen und lehren ruhig fort ihren alten, abstracten Kram. Sind sie Miethlinge? Ist es Abgestorbenheit und Gleichgültigkeit, oder Feigheit? Ihnen ähnlich verharren auch die Gymnasiallehrer in absolutem Stillschweigen, bis die Steine darüber schreien werden, daß manchem ihrer Schüler psychisch und physisch der Geist ausgeht über den Massen, die zu lernen sind. —

Unsere Jünglinge bedürfen — dafür sprechen Thatsachen — der Leitung. Alle, ihre Verhältnisse erkennenden, strebenden Jünglinge wünschen sie, würden dankbar sie annehmen. Wie viele bedauern und betrauern nicht tief die Isolirung, die

Entfernung von den Professoren, wozu sie sich, besonders in großen Städten, genöthigt sehen! Mit welcher Freude würden sie eine Einrichtung begrüßen, die nur dem Museum in Tübingen gliche, was doch gewiß nicht viel sagen will! Aber es ist Zeit! Oder soll das Land noch einmal den Schmerz erleben, verbrecherische Verbindungen und deren Folgen entstehen zu sehen, falls es dem gallischen Hahne einfallen sollte, zum dritten Male zu krähen? Ist es schon verderblich, in den ruhigsten Zeiten die Kraft der deutschen Jünglinge nicht in jeder Weise zu erregen und zu üben, so erreicht solches Verderben den Gipfel in Zeiten, in welchen die Wogen der Völkerbewegungen an die Gränzen des deutschen Landes anschlagen, wenn die Winde neuer Ansichten aus allen Weltgegenden blasen, wenn die Sterne des Himmels zu erblassen anfangen, eine neue Sonne aufgeht, und die Pole der Weltgeschichte sich ändern! Nur gebe man — es ist nicht genug zu wiederholen — sich dem Wahne nicht hin, als könne man den bewegten Strom durch bloße Machtgebote und Befehle, durch Verbote aller Art oder durch kleinliche Bevormundung in sein Bett wieder hineinlenken! Man braucht unsere Jugend nicht zu kennen, man braucht nur zu sehen und zu hören, um sich von der Gefahr, die dieser Wahn herbeiführen könnte, zu überzeugen. Doch der Eintritt dieser Gefahr ist nicht zu besorgen. An den Universitätslehrern selbst findet das Gegentheil seine Vertheidiger. Denn eine streng pädagogische Beaufsichtigung der Studenten würde doch — das fühlen sie — zuletzt von ihnen selbst gefordert werden. Vor nichts aber haben sie eine größere Scheu, als vor positiven Leistungen. Sie lieben das Dociren über die Maßen; alles Andere ist ihnen ein Greuel. Auch wir verabscheuen die Knechtung freier Männer durch Aufladung von kleinlicher Controlle und Anfertigung von

Listen; aber was der Zweck des Amtes erheischt, das zu übernehmen, darf sich kein Gewissenhafter weigern. Dociren und Bücher schreiben ist auch bei dem Universitätslehrer nicht genug; er soll in's Leben eingreifen dadurch, daß er sich um das Gesammtwohl seiner Schüler bekümmert, sage bekümmert, im eigentlichen Sinne des Wortes, damit nicht ihrer Hunderte zu Verbrechern werden, und damit die Thränenfluthen, die um diese geweint werden, versiegen. Gott gebe es! Dazu etwas beigetragen zu haben, würde mir noch in der letzten Stunde ein Trost sein.

So, wie ich sie geschildert habe, sind viele oder manche unserer Professoren — ein Spiegel des Verderbens der Zeit. Die Größe desselben ist darnach zu bemessen, daß sie, die Hochgestellten selbst, ihm nicht zu entrinnen vermochten. Es waren bessere Zeiten und die Hochschulen blüheten mehr, als die Gelehrten sich noch fern hielten von der Nähe der Großen und den Gelagen der Reichen, und als Keiner mit der Eitelkeit behaftet war, sein Knopfloch mit bunten Bändern zu versehen, jene Zeiten, in welchen der Gelehrte der Wissenschaft diente und den Jünglingen, die sich ihr widmen wollten. Man konnte sie in mehrfacher Hinsicht beschränkte Zeiten nennen; aber sie kannten nicht die Entartung derer, welche die Wissenschaften und ihren Geist erniedrigen unter die Götzen des Tages.

Wenn es nun wahr ist, daß ein Theil unserer Professoren die Anklage, die ich gegen ihre Gesinnung erhebe, nicht von sich zurückweisen kann, wie muß solche Gesinnungslosigkeit auf die Zöglinge der Hochschulen wirken? Welche Aerndte

haben wir, unsere Nachkommen, davon zu erwarten? Verbessert die Lehrmethode, die Institutionen, es ist wichtig! Bildet schlechte Gesinnungen um, und ihr habt Wichtigeres, ja Ihr habt das Wichtigste für die Erziehung und Bildung kommender Geschlechter vollbracht!

Soll, darf es so fortgehen, wie es bisher gegangen? Ist Hoffnung vorhanden, daß die Sache sich von selbst zum Bessern wenden, daß die Umgestaltung von den Lehrern, die ihre Kräfte den Hochschulen widmen, ausgehen werde? Liegt die Grundursache dessen, was als verderblich nachgewiesen worden, in den Personen, oder in den Institutionen? Sie liegt in den Institutionen. Darum Reform der Universitäten!

B. Die übrigen Verhältnisse auf den Universitäten.

Nachdem wir die Lehrer geschildert, wie es ihrer giebt, gehen wir zu den übrigen Verhältnissen, die den Studenten umfangen, über. Es ist nicht nöthig, daß wir dabei eine logische Gliederung festhalten; wir haben nur die Zustände zu übersehen, in welchen unsere Hochschüler leben. Es sind die Hörsäle und was daneben ist, vor und nach dem Besuch derselben geschieht. Wir werden sehen, daß große Städte die schlimmeren Orte sind.

Wenn der von dem Gymnasium Entlassene den Raum der Hochschule betreten hat, so ist sein erstes Bemühen, sich ein Quartier zu suchen. — An häusliches Leben, an die Familie gewöhnt, wünscht er sich einen theilnehmenden Hauswirth, gefällige, gutmüthige Hausleute. Denn das Anschließen an Menschen ist ihm Bedürfniß. Aber es ist mehr, es

ist ein Nagel, der seine Sittlichkeit befestigt. In kleineren Städten findet er dieses Bedürfniß leicht befriedigt, nicht in den großen oder größten. Hier stehen die Menschen einander überhaupt fern; in den großen Häusern wohnen oft Hunderte zusammen — der Mensch fällt in seinem Preise; enges Anschließen, genaues Kennenlernen ist nicht mehr möglich; Jeder läßt den Andern gehen; der Jüngling ist sich selbst überlassen; die Bande, die ihn an den Bürger anschließen, werden lockerer, die Möglichkeit zum leichten Leben, zum Libertinismus größer.

Es ist Sitte geworden, daß der Student sein Quartier monatweise miethe. Ehemals geschah es auf Semester, als noch die akademischen Uhren ganze halbe Jahre liefen. Seitdem sie aber oft schon in drei oder vier Monaten abgelaufen sind, findet der Student seinen Vortheil bei kürzeren Terminen. Gefällt es ihm nicht, gefällt er nicht, er zieht weiter. Natürlich ist unter solchen Conjuncturen an ein gegenseitiges Anschließen von Student und Bürger gar nicht zu denken. Jener macht unbedingte Forderungen, dieser sucht von der kurzen Frist des Zusammenlebens möglichst hohen Gewinn zu ziehen. Egoismus hier, Egoismus da, natürlich am potenzirtesten in großen Städten. Eine zweite Quelle des Libertinismus.

Nachdem er sich eingemiethet, sucht er sich eine Restauration. In den besten Fällen tritt er mit einer Gesellschaft von Studenten zusammen, die regelmäßig zusammen essen. Denn dadurch entsteht ein gegenseitiges Anschließen, eine Zusammengehörigkeit. Aber in vielen Fällen fehlt es den Einzelnen dazu an Bekanntschaft, Gelegenheit. Mancher liebt auch die Willkür. Heute möchte er um Zwölf, morgen um Drei, übermorgen gar nicht essen. Auch ist das Auswählen der

Speisen, und der Wechsel überhaupt angenehm. Darum gehen Viele in die Restauration, wo à la carte gespeist wird, heute in diese, morgen in jene. Die Gesellschaft, die hier zusammenkommt, ist sich fremd, bleibt sich fremd. Sie ist gemischt. Keine eigentliche Gesellschaft, kein erheiterndes Gespräch. Natürlich am wenigsten in großen Städten. Eine dritte Quelle des Libertinismus.

Alles geschieht nach Laune und Gefallen: Wahl des Quartiers, Wechsel desselben, wenn es sein muß, allmonatlich; Veränderung des Speisewirthes täglich, der Speisezeit, wie es kommt — Alles ad libitum — libertin — libertinage.

Nun ist es Zeit, sich die Matrikel zu verschaffen. Er meldet sich bei dem Quästor, dann beim Rector. Die Universität ist groß, zahlreich besucht; der sich Meldenden sind viele; Persönlichkeiten verschwinden, die Immatriculanden werden nach Stücken gezählt, wie in dem Schnellwagen: „Dreizehn Stück, Schwager fahr' zu! In 2 Stunden 49 Minuten mußt du auf der Station sein.“ Rector magnificus ist ein viel beschäftigter, geplagter Mann. Die Herren Commilitonen werden en masse citirt, en masse eingeschrieben, en masse aufgefordert, zugesprochen, die akademischen strengen Gesetze nun auch wirklich zu halten. Sie thun es. In 2 Stunden sind ihrer 70 — 80 abgefertigt.

Es geht, merkt der Neuling, Alles sehr leicht und schnell. Sein Gesichtskreis erweitert sich; er merkt mit freudigem Gefühl, er ist ein freier Mann, er ist in einem Grade frei, wie er sich Solches nicht hätte träumen lassen; die guten Eltern, Papa und Mama, sind weit; der Hausphilister bekümmert sich nicht um ihn und versorgt ihn mit einem Hausschlüssel; der Restaurateur ist immer bereit; die gefüllte Börse gewährt

ihm einen passe par tout. Die akademische Freiheit, es ist ein herrlich Ding, vivat hoch!

Die Collegien sollen beginnen. So steht im Katalog. Aber es eilt nicht so. Die Herren Professoren fangen noch nicht an. Es ist noch Zeit, daß sich Bruder Studio vorher mit andern Dingen auf der Universität gründlich bekannt mache. Die älteren Brüder weisen den „Fuchs" zurecht, und weihen ihn gütig und liebreich ein. Er fühlt sich überglücklich durch die Freundschaft eines „fidelen Hauses", durch den Smollis mit einem „bemoosten Haupte".

Inzwischen durchmustert er das Lectionsverzeichniß, natürlich an der Hand und mit dem Beirath seiner erworbenen Freunde. Der Vater oder der Rector Gymnasii, das er verlassen, hat ihm gerathen, die und die Vorlesungen zu hören, so und so seinen Studienplan einzurichten. Aber die erfahrenen Freunde wissen es besser. Das empfohlene Collegium ist zwar nützlich, unter Umständen wichtig, aber der Mann, der es lies't, ist ein „gründlich langweiliger Gesell". Doch, das Collegium gehört zu denen, worüber dereinst, nach drei oder vier, d. h. nach vielen Jahren, ein testimonium beigebracht werden muß. Also belegt muß es werden; dann ist der Herr Professor auch stets freudig bereit, zu testiren. Man geht darum einige Mal hinein, nachher aber besucht man andere Lehrer, die interessanter lesen. Ueberall zu belegen, wo man hören will, ist nicht nöthig. Es ist zwar Gesetz, aber die Masse der Zuhörer ist sehr groß, Controle unmöglich. Libertinage in dem Besuchen der Vorlesungen, Libertinage in dem Bezahlen derselben.

Doch wir setzen den besten Fall: Der angehende Student hat feste Grundsätze, er ist gewissenhaft und fleißig, er schwänzt

nicht. Auch vergißt er Mappe und Dintenfaß nicht. Letztes ist absolut nöthig, denn die Vorlesungen sind zwar nicht wohlfeil, aber das Honorar reicht nicht hin, ihn von Universitätswegen mit Dinte zu versorgen. Er muß sie sich selbst mitbringen, es ist nicht anders, mögen auch die Beinkleider darunter leiden. Dafür aber darf er auch die Tische in dem Hörsaale durchbohren, und bei langer Weile zerschneiden. Er muß den Namen der Geliebten verewigen. Unsere Hörsäle sehen darum aus, daß man sich schämen muß, wenn ein Fremder sie betritt. Unsre Jünglinge üben sich während des Zuhörens und während der langen Pausen — denn das akademische Viertel oder bisweilen auch Drittel wird niemals im Eifer des Lesens vergessen — in der Zerstörung des Staatseigenthums. Sie sind in dieser Beziehung in guter Schule.

Die Vorlesung beginnt nach langem Warten. Das Warten macht müde. Glücklich, dreimal glücklich nun der Jüngling, wenn er vor einem Manne sitzt, der Gedanken mittheilt, gleich einem Fixsterne mit eignem Lichte leuchtet und seine durstige Seele zum kastalischen Quell hinleitet. Nun kann er trinken in langen und tiefen Zügen, wenn die Umstände, das Leben überhaupt, das er seit 23 Stunden geführt hat, es erlauben. Gottlob, es giebt noch solcher Docenten. Sie sind zwar so häufig nicht, wie die Fixsterne; aber wenn nur jede Facultät, wenn nur die philosophische, die allgemeine, Einen besitzt, es ist ein hohes, unschätzbares, leider ein seltenes Glück. Ewige Anerkennung, Ruhm und Dank einem Manne, wie Schleiermacher, der täglich drei Stunden hinter einander in Brillantfeuer strahlte. Hier war das akademische Viertel einmal eine Wohlthat; man fühlte das Bedürfniß, auszuruhen, die zu Tage geförderten Schätze zu sammeln, zu ordnen, sich an ihrem Besitze zu weiden.

Aber in den meisten Fällen ist es anders. Ablesen, Dictiren, lahmer, matter, geistloser Vortrag von der einen — Nachschreiben, Krumm- und Lahmsitzen auf der andern Seite, tödtliche Langeweile — gelehrter Kram, deutsche d. h. unpraktische Gründlichkeit, historischer Wust — was Wunder, daß der Jüngling bei dem ewigen Einerlei ermüdet, stumpf und dumm wird, dann faullenzet, anfängt zu schwänzen, sein heißes Blut an andern Orten abkühlt und seine Kraft in andern Richtungen übt. Das Leben lockt, die lustigen, fidelen Brüder, die Kneipen, die Commersche. Es ist notorisch, daß für die Meisten ein, zwei, drei oder mehr Semester verloren gehen. Aber was heißt hier: verloren gehen? Ist nichts weiter verloren als Zeit und Geld? Ist die Kraft, das Mark des Jünglings unverbraucht geblieben? Wenn nicht in geistiger Anstrengung und leiblich stärkenden Leibesübungen — wie dann und wo?

Nein, Ihr Guten, diese akademische Freiheit preiset Ihr allein. Kein Besonnener, kein Kenner, kein Freund der Jugend kann sie loben. Nicht wie Schuljungen wollen wir sie discipliniren, aber doch leiten. Die Möglichkeit der Verirrung muß bleiben, weil an sie die Möglichkeit der Entwickelung der Freiheit gebunden ist; aber die positiven Institutionen dürfen nicht fehlen, die die Kraft des Jünglings in edle Richtungen mit Sicherheit hinlenken. Saget mir doch, was für Institutionen Ihr in's Leben gerufen, zur Erreichung dieses Zweckes? Was haben wir, außer der Sprachkraft und Sprachunkraft der akademischen Docenten? Zu was für Thätigkeiten veranlaßt Ihr den Jüngling außer der Bewegung der Hand beim Nachschreiben, der Passivität beim Zuhören und dem Auswendiglernen seiner Hefte?! Gewiß, in vielen Fällen geschieht ein Mehr bei den besseren Jünglingen; aber könnt Ihr in der

Mehrzahl der Fälle darauf rechnen? Gehört es zu den Ausnahmen, wenn dieses Mehr nicht eintritt?

Wo ist die unmittelbare, geistige Wechselwirkung des Lehrers und des Schülers? Wo die Gelegenheit, die Nothwendigkeit dazu? — Selten, oder nirgends.

Wo die Institute, die den Leib der Jünglinge stählen und kräftigen, damit das heiße Blut sie nicht verführe? — Sie fehlen.

Wo die Veranstaltungen, daß der Jüngling Bekanntschaft mache mit achtungswürdigen Männern und edlen Frauen, und sich feine Sitte und äußere Bildung aneigne? —

Wie bildet Ihr Kameradschaften, Zusammenschaarung des Gleichartigen, Standesgenossenschaft und Corporationen? — —

Wo zeigen sich dem Jüngling praktische Ideen in dem Leben der Männer und der Stände?

Sehet, auf diese und viele andere Fragen nach Dingen, die, wie ich oben gezeigt habe, zur Erziehung derer, welche die Culturträger und Förderer der Nation zu sein berufen sind, gar nicht fehlen dürfen, habt Ihr gar keine Antwort. Es fehlet an Allem, überall tabula rasa, Alles rasirt. Es macht sich in manchen Fällen das Bessere, aber das ist Euer Verdienst nicht. Und doch ist es Eure Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß nur der Widerspenstige nicht wird, was er werden kann und soll. Am Niederreißen, Negiren, Vernichten hat man sein Gefallen gehabt, auch auf den Universitäten. Aber was ist Positives geschaffen worden? Tabula rasa.

Eure Angst ist, daß etwas Ungehöriges geschehe; darum verhütet Ihr nicht, daß nichts geschieht. Wenn sie nur keinen Tumult machen, wenn nur kein Skandal entsteht, wenn nur dieß nicht geschieht, nur jenes nicht, wenn nur dieses — dieses — dieses — nicht, nicht, nicht eintritt; sehet das

ist das Höchste, was Ihr anstrebet, eine pure Negation, ein reiner Nihilismus. Ob die Jünglinge in Faulheit, Passivität und geistigen Tod verfallen, ob sie in der Kneiperei und im Schuldenmachen untergehen, ob sie ihr Mark in den geheimen Winkeln vergeuden und sich entnerven, entmarken, entmannen, dagegen habt Ihr keine durchgreifende Mittel. Es ist entsetzlich, aber es ist wahr.

Als ich studirte, 1808 u. s. w., es gab auch Kneipier's, Renommisten, Schläger und solche, die in Kloaken sich herumtrieben. Aber sie waren gekannt und — verachtet. Fraget jetzt nach, ob Solches in .... der Fall ist! Wenn vor 25 Jahren Einer an einer schändlichen Krankheit laborirte, man zeigte heimlich mit Fingern auf ihn und Jeder mied ihn. Fraget jetzt darnach! Damals war diese Krankheit, die auf Handlungen hindeutet, die Leib und Seele vergiften, unter den Studenten, wenigstens Süddeutschlands, eine Seltenheit. Und jetzt? Ist es eine Lüge, eine Verleumdung, wenn ich behaupte, daß Jünglinge aus den besten Familien in einer Universitätsstadt, deren Namen ich hier verschweige, an geheimem Gift laboriren? Für sie ist die Nähe einer andern größern Stadt *) eine Mördergrube. Auch dort giebt es liederliche Dirnen; aber hier werden sie geduldet, sie sind privilegirt. Dieses ist das Schreckliche. In wenigen Stunden ist der

---

*) „In großen Städten verschwinden die Studenten, Alles geht vortrefflich, ruhig her, Niemand weiß von einem Skandal", so sprecht Ihr lobpreisend, aber was in den Bier- und Schnappskellern, in den Winkeln und Häusern, in welche Sirenen den jungen Mann locken, was auf den Stuben geschieht, da es Dirnen giebt, welche die Studenten besuchen, ja die — ich muß es heraussagen — sie zum Abonnement reizen, das wißt Ihr nicht, und wer es weiß, sagt es nicht gern. Aber es ist!

Jüngling dort, wenn der Genuß des Weines sein Blut erhitzt hat.

Ich kann es nicht beweisen, daß es auf Universitäten, die sich in großen Städten befinden, noch schlimmer steht; aber das bedarf keines Beweises. Es kann nicht anders sein. Denket z. B. an München, wo auf jedes eheliche Kind ein uneheliches kommt. Und diesen Gräuel der Verwüstung duldet man nicht bloß, nein, man verlegt auch eine hohe Schule in dieses Sodom und preiset es als das deutsche Athen. Wohl, es wird eine hohe Schule sein! Es ist schrecklich.

Ist es ein Wunder, daß ein Vater, der Solches weiß, zittert, wenn er seinen hoffnungsvollen, behüteten, reinen Sohn auf die Universität entlassen will, entlassen muß? zittert, wenn derselbe heimkehret, ehe er ihn gesehen, weil er fürchtet, es möchte Ungeheures geschehen sein?

Als öffentlicher Ankläger könnte ich im Namen der Väter und Mütter und des Genius der Pädagogik gegen Euch auftreten, die Ihr dem Uebel nicht kräftiger steuert, wo Ihr es könnt! Aber ich thue es nicht, ich nenne nur das Verderben selbst und seine Quellen, damit sie verstopft werden. Weiter will ich nichts, kann ich nichts wollen. Aber es ist hohe Zeit.

In vorigen Zeiten glichen die Universitäten einem wilden Walde in Alt-Germanien. Unter himmelhohen Eichen hauseten wilde Thiere mancherlei Art, zottige Bären, heulende Wölfe und Auerochsen mit gekrümmten Hörnern. Murmelnde Bäche strömten von den Bergen herab und vereinigten sich zu reißenden Strömen. Frische Nordwinde strichen durch den Wald. Wer ihn betrat, siedelte sich entweder an den Bächen und Quellen an, um poetisch zu lustwandeln und sich an den süßen Liedern der Nachtigallen zu ergötzen. Oder er gesellte

sich in wilder Kraft zu jenen Thieren, die gemeinschaftlich kämpften mit Allem, was nicht in dem Walde war, und sich auch unter einander zerrissen. Mancher blieb in dem Walde; wer wieder herauskam, war zottiger und wilder geworden. Aber das wilde Leben hatte seine Kraft gestählt und er war ein Mann geworden, dem die spätere Politur die Mannhaftigkeit nicht mehr zu rauben vermochte. Jetzt ist der Wald ausgehauen, alle Höhen sind geebnet, alles Hervorstehende, Charakteristische ist nivellirt, die Quellen und Bäche sind zu Sümpfen geworden, die Bewohner der sumpfigen Flächen athmen erstickende Dünste und nichts mangelt ihnen so sehr als die Eigenschaften kräftiger Männer.

So waren die Universitäten, so sind sie jetzt.

Bemerkung. Ich habe oben keinmal ausdrücklich mit einem Worte der Religion gedacht. Gehört nicht auch sie in die Reihe der unentbehrlichsten, nothwendigsten Bildungsmittel, ist sie nicht auch das erste für die akademische Jugend? Sicher und gewiß, so gewiß, als sie die Wurzel und die Blüthe alles wahren Lebens ist. Dieses ist fürwahr ein schmerzlicher Gedanke, wenn wir an die Oede und Leere, welche in dieser Beziehung in der Regel unter den Studenten herrscht, denken. Sieht es nicht so aus, als wäre die Religion, das Christenthum, die Kirche gar nicht für sie da? Erkennt man aus dem Streben und Leben der meisten, daß sie den Geist wahrer Religiösität in sich empfangen und fortgebildet haben? — Doch, wir wollen nicht ungerecht sein; es ist Manches im Innern verborgen, was nicht äußerlich in Mienen und Geberden erscheint; auch suchen wir nicht die Religiösität in Aeußerem, und wir wissen es, die Form und die Aeußerung der-

selben ist in jeder Altersperiode eine andere. Hüten wir uns darum, Alles mit einer Elle, einem Maßstabe zu messen, und geben wir auch in dieser Beziehung der individuellen Entwickelung einen freien Spielraum! Aber bei all' dieser liberalen Gesinnung vermissen wir unter den Studenten im Allgemeinen lebendigen Sinn für die Religion, hier gleich viel, ob er sich vorherrschend durch ein Forschen nach den religiösen Tiefen, oder durch Wärme des Gefühls, oder durch Thatkraft äußern möchte. Aber zur Aeußerung müßte er doch treiben, falls ein lebendiger Keim und Trieb vorhanden wäre.

Wodurch soll dieser, selbst von den edleren und feineren Gemüthern der Studenten schmerzlich gefühlte Mangel ersetzt werden? Welche Vorschläge wären in dieser Beziehung zu thun? Ich gestehe es, ich bin in dieser Beziehung in Verlegenheit. Soll man eigne religiöse Vorträge und was sich daran anschließen möchte, für die Studenten vorschlagen, oder soll man sie nur hinweisen auf fleißige Theilnahme an dem allgemeinen Gottesdienste? Was hier zu thun sein möchte, und ob von eignen Veranstaltungen eine besondere Wirkung für Geist und Herz zu erwarten sein dürfte, ich weiß es nicht. Ich muß mich damit begnügen, den herrschenden Mangel angedeutet zu haben, und das Weitere Andern überlassen, so wie es überhaupt meine Aufgabe weniger ist, radicale Heilmittel für die aufgedeckten Gebrechen in Vorschlag zu bringen, als die Uebel selbst zu bezeichnen. Das Heilen muß von denen ausgehen, welchen Amt und Gewissen Solches zur Pflicht macht. Deßhalb tadle man diese kleine Schrift nicht darum, weil die Rathschläge zur Beseitigung der Mängel und Gebrechen diesen nicht vollkommen entsprechen. Solches liegt in der Natur der Sache und des Standpunktes, den ich einnehme. Erkennt man nur einmal in rechtem Ernste, der ja uns Deutschen vorzüglich

eigen sein soll, die großen Gebrechen unserer Universitäten, so wird man gewiß auch die Mittel entdecken, durch welche denselben begegnet werden kann. Was der Eine nicht sieht und weiß, erkennt und versteht der Andere, und die freie Discussion wird die einseitigen Standpunkte der Einzelnen zu allseitiger Auffassung vereinigen. In großen Dingen etwas geleistet zu haben, selbst wenn es bei einer zeitgemäßen Anregung geblieben wäre, verdient schon Anerkennung. Darum sage der, der das Bessere weiß, dieses Bessere!

Schluß.

Worin ich das Verderben auf den deutschen Universitäten finde, habe ich gesagt, unverholen und derb. Dieß war meine Absicht. Ich stehe deßhalb am Schlusse. Auch habe ich nicht verholen, was ich für eine Verbesserung ansehen würde. Ich will Solches zusammenfassen. Vorher aber muß ich noch einmal auf die wichtige Wahrheit aufmerksam machen, daß es Einzelheiten sind, durch deren alleinige Einführung eine völlige Umgestaltung in dem Grade und Maße, wie die Universitäten sie bedürfen, nicht herbeigeführt werden kann. Diese hängt ab von der Umgestaltung anderer Lebensverhältnisse, mit welchen unsere Unterrichtsanstalten verbunden sind, seitwärts und jenseits derselben. Nicht die Professoren, deren Wissenschaftlichkeit und Methode u. s. w. sind die alleinige Hauptsache für die Bildung der Studirenden: es ist das Leben des ganzen Volkes, das ganze Leben auf der Hochschule, der Geist, der die Menschen treibt, da wo jene die ersten Schritte in's Leben thun, die Richtung auf das Gemeine oder Höhere, welche vorherrscht, die ausschließliche Beschäftigung

mit Particularinteressen, oder die Unterordnung derselben unter allgemeine, höhere. Keine Bildungsanstalt, kein Vortrag, keine Methode kann ersetzen, was in diesen wichtigsten Beziehungen fehlt, was nur kommen kann vom allgemeinen Leben, seinen Institutionen, seinem Geiste. Doch ich nenne Einzelheiten.

A.

1) Nur Solche werden zu Universitätslehrern berufen, die sich anderwärts schon als Männer von Geist und Kraft bewährt haben. Als Regel gilt: Vollendung des dreißigsten Lebensjahres als Minimum. Wer selbst noch an Jahren und Richtung ein Studiosus ist, kann Studenten nicht erziehen (in dem oben dargestellten Sinne. Darum keine Verdrehung der Ansicht wegen eines Wortes!)

2) Jeder Lehrer wird auf bestimmte Lehrfächer, in bestimmter Zeit zu behandeln, verpflichtet. Jenseits dieser Verpflichtung beginnt der freie Spielraum, jedoch ebenfalls innerhalb bestimmter Fachbegränzung.

3) Das Historische des Lehrstoffes wird den Studenten gedruckt überliefert. (Zweckmäßig ist auch die gedruckte Mittheilung eines kurzen Leitfadens des dogmatischen Gehalts, Andeutungen, Fingerzeige u. s. w.)

4) Die vorherrschende Lehrmethode ist die dialogisch-entwickelnde. Unbedingt gilt sie in allem Rationellen. Das Historische wird als bekannt vorausgesetzt, das äußerlich Anschauliche wird (wie bisher) vorgezeigt.

5) Die Zahl der täglichen Lectionen, wozu ein Lehrer verpflichtet wird, ist höchstens drei; sie gilt auch als Maximum für den Studenten. Dieselben sind nicht zum passiven Hören, nicht zum Heftschreiben, sondern zur Erlernung des Selbstdenkens und Forschens auf der Universität.

6) Die leitende Behörde macht die Reihenfolge der Vorlesungen und ihre Vertheilung auf einzelne Semester bekannt. Es sei ein Rathschlag, kein Zwang.

7) Der Student muß sich bescheinigen lassen, ob und wie er an einer Vorlesung Theil genommen habe. Der Lehrer darf nur bescheinigen, was er weiß — auf Amtseid und Pflicht.

8) Stipendien werden nur dem ertheilt, der sich durch specielle, in jeder Hinsicht glaubwürdige Zeugnisse als ein junger Mann von Geist und Strebkraft ausweiset.

9) Die Lehrer stehen auf fixem Gehalt. Keiner bezieht Honorare. (Ob die Studenten eine Zahlung [und welche] an die Universitätskasse zu machen haben, wird der Weisheit der Staatsbehörden überlassen.)

U. s. w.

B.

1) Der akademische Senat, d. h. das corpus aller Lehrer ohne Ausnahme, beräth alle allgemeinen, jede Facultät ihre besonderen Angelegenheiten, und die Glieder derselben theilen sich ihre Bemerkungen über die, ihrer Facultät angehörigen Studenten mit.

2) Angeregt werden wissenschaftliche Versammlungen unter ihnen.

3) Es wird ein Gesellschaftshaus für Professoren und Studenten errichtet, zu geselliger Unterhaltung, Erheiterung und Ausbildung.

4) Für Kräftigung des Leibes der Studenten wird gesorgt durch Gymnastik aller Art.

U. s. w.

C.

1) Auf keiner Universität, nicht in ihrem Umkreise, wird eine Hure*) geduldet.

2) Auf keiner Universität wird ein leichtsinniger, zum Zechen und Schuldenmachen verleitender Wirth geduldet.

3) Auf keiner Universität wird das Duelliren geduldet.

(Eine Jury, bestehend aus Professoren und Studenten, bildet das akademische Gericht, welches schlichtet und richtet. Nur mündliches Verfahren, bei offenen Thüren, nach einem pädagogischen, nicht nach einem Criminal-Codex.)

U. s. w.

D.

Großen Universitäten wird eine Akademie beigegeben, d. h. eine Gesellschaft von gelehrten Forschern, welche die neuesten Resultate der Wissenschaften vortragen. An diesen Vorträgen kann jeder Student Antheil nehmen, sobald er sein Triennium absolvirt, oder sein erstes Staatsexamen gemacht hat.

U. s. w.

„Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur! die Welt wird's anerkennen."

---

*) Nicht wahr, Ihr fühlt etwas bei obigem Worte, das ich ohne Rückhalt ausspreche. Das „feine Gefühl", das in Euch wohnet, wird durch meine Rede verletzet. — Wie, durch ein Wort? Durch ein Wort, das die Thaten bezeichnet, die Ihr duldet und durch Duldung befördert? Aber ich gebe die Thatsache zu, Ihr seid verletzt. Wohl; nun so schließet daraus auf den Abscheu, den Andere empfinden, wenn sie an Eure Thaten denken.

